

Das Bollwerk

Zeitschrift für die Pommersche Heimat

aus dem Inhalt:

...ere Windmühlen
...ben

...tsches Theaterleben im
... Jahrhundert

...geschichtliche Arbeit
... Grenzkreise Bütow

... von pommerschen
... stinkiekers

... der Maler
... Wiedemann †

... seiten:
... alte Kirchen auf Rügen

... hlungen
... in den Osten
... esprechungen

I N
9 3 6

Pf.

al Suck





Die Berufung ist wichtig:
 Es loßt unbekannt,
 dann sporen ist
 Zeit, Arbeit und G

Das Bollwerk

Die NS-Monatszeitschrift Pommerns

7. Jahrgang

Stettin, Januar 1936

Heft 1

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 282 95-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, III., Eingang Jakobikirchplatz. — Erscheint monatlich einmal. — Bezugspreis vierteljährlich 1,50 RM, halbjährlich 3,— RM, ganzjährlich 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. — Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. — Postscheckkonto Stettin Nr. 4560

Heimat



Ich weiß ein Wort von hellem Klang,
das klingt meiner Seele wie Jubelgesang,
das bringt dem Herzen Freude und Glück,
es zaubert die seligsten Stunden zurück —
Heimat.

Paradies meiner Kindheit! Längst bin ich draus fort.
Ich kam in die Fremde, sah manchen Ort.
Wohin ich auch wanderte und wo ich schritt,
eins trug ich immer im Herzen mit:
Meine Heimat.

Sei auch heut mir begrüßt, du herrliches Land,
du Eichenvolk am Ostseestrand!
Den alten Schwur, ich schwör ihn aufs neu:
Dir gehört mein Herz, dir bleib ich treu,
Heimat, liebe Heimat.

Walter Schröder.

DM/14/05

R 100

„Das Vollwerk“ im Dienste der Heimat!

Was ich als Vorsitzender des Reichspommernbundes von Anfang an gewünscht und erstrebt habe, daß unsere landsmannschaftlichen Vereine in engste Beziehungen zur Heimat kommen möchten, ist mit dem heutigen Tage Wirklichkeit geworden. Mit der vorliegenden Nummer ist „Das Vollwerk“ das offizielle Nachrichtenblatt des Reichspommernbundes und der in ihm vereinigten Landsmannschaften geworden. Ich begrüße diese Tatsache mit allergrößter Freude, denn eine engere Verbindung zwischen Heimat und unseren Pommernvereinen ist nicht denkbar. Ich hoffe aber auch, daß nicht nur wir, die wir außerhalb der engeren Heimat leben, von dieser Verbindung Nutzen haben, sondern daß es eine doppelte Freude, ein wechselseitiges Nehmen und Geben wird. Wir sind beglückt, immer wieder von der Heimat zu hören, und die Heimat hört von ihren Kindern in der Ferne. Heimatliebe ist Vaterlandsliebe. Wer die Heimat liebt, der liebt auch sein Vaterland, der tut, wo immer er steht, freudig seine Pflicht, umschlungen von all den heiligen Kräften, die Heimat und Heimatart in seiner Seele wecken und schufen. So ist es wertvollste Arbeit, die wir treiben. Möchten Heimat und Vaterland den Segen davon spüren!

Lic. Walter Schröder

Vorsitzender des Reichspommernbundes.

Der Pommersche Heimatbund im Deutschen Bund Heimatschutz, der frühere Landesverein Pommern im Bund Heimatschutz, besteht seit 25 Jahren in unserer Heimatprovinz. Sein Wirken galt dem Kampf um die Erhaltung der bodenständigen Kultur, die seit der Jahrhundertwende fortschreitend zerfiel, und der Erziehung des pommerschen Menschen zu heimatgebundenem Denken und Handeln. Der Kampf gegen die zerstörenden Kräfte um Erhaltung und Förderung unserer heimatlichen Kultur wurde mit Hilfe der amtlichen Stellen geführt. Die Seele des pommerschen Menschen konnten wir nur durch die Anschauung in der Heimat selbst und durch das gesprochene wie gedruckte Wort gewinnen. Daher bestand von Anfang an eine Verbindung zu unseren Mitgliedern durch heimatliche Blätter oder Zeitschriften. Diesen engen Zusammenhang, der unbedingt weiter bestehen muß, soll von jetzt an die vorliegende Zeitschrift bilden. Ein weit größerer Kreis als bisher wird nun von unserem Wirken und Wollen erfahren, und das erfüllt uns mit Freude und Hoffnung. In jeder Nummer soll ein Aufsatz von unseren Mitarbeitern erscheinen, und darüber hinaus wird ein besonderer Abschnitt von unserer Tätigkeit berichten.

Die Kultur, in deren Dienst die Zeitschrift steht, ist wertvollstes Vätererbe. Der Begriff Kultur ist für uns alle heute mit neuem Leben erfüllt. Wir sind stolz darauf, mitarbeiten zu dürfen. So hoffen wir, daß diese Kulturzeitschrift einen immer weiteren Leserkreis findet, um der geliebten Heimat und ihren Menschen dienen zu können, und daß sie als verbindendes Glied in die Kette aufbauender Kräfte tritt.

Studienrat Heinrich Schulz

Vorsitzender des Pommerschen Heimatbundes.

ERNST ZAHNOW:

Unsere Windmühlen sterben



Mahle, Mühle, mahle!

Fot. Eberhardt



So beginnt der Zerfall.
Mühle in Blankensee (Kr. Pyritz)

Fast unmerklich fing es an, das Hinsiehen und Sterben unserer pommerschen Windmühlen. Da blieben nach dem Kriege die Flügel dieser oder jener Mühle stehen, ohne sich je wieder zu regen. Es fiel anfangs gar nicht auf, denn Mühlenflügel drehen sich ja nicht unablässig. Erst spät wurden die Vorübergehenden inne, daß inzwischen das so munter und hörbar klopfende Herz eines allzeit fröhlichen und darum bei jedermann beliebten Lebewesens zu schlagen aufgehört hatte. Es schief nicht nur, sondern war wirklich tot. Denn die Verwesung begann ihr unheimliches Werk. Der Regen zumal sorgte für schnelle Arbeit. Zuerst kamen die vier Arme dran; sie faulten ab, und der Wind knickte Glied um Glied. Dann kam der Kopf an die Reihe, wurde wacklig und schief, und dann der Rumpf, der seine Blöcke immer unvollkommener mit den Resten der Holzschindeln oder Dachpappe

zu decken suchte, bis der Wind durch und durch pfiff und der Regen nun auch das Innere mit Fäulnis zerlegte — der Halt auf dem schon lange wurmstichigen Fuß wurde schwächer und schwächer — und eines Tages ließ der Sturm den ganzen faulenden Leichnam mit einem letzten Aufschrei in sich zusammensinken. Mancher Mühle blieb der langsame Verwesungstod erspart, sie zog die Feuerbestattung vor. Oder der Mensch zerstörte sie gewaltsam. Aber das waren ihrer wenige; so eine Mühle ist ein belebtes Wesen, und der Müller, ihr Hüter, kann nicht Axt und Säge anlegen, ohne daß ihm weh ums eigene Herz wird.

So sanken die Mühlen dahin, erst einzelne, dann immer mehr, und die Menschen achteten kaum darauf. In dem eineinhalb Jahrzehnt nach dem Kriege ging ja vieles zugrunde. Warum sollten gerade die Mühlen eine Ausnahme machen?

Heute geht es uns mit den Mühlen wie mit lieben Menschen, die immer um uns waren und die eines Tages von uns gingen: wir werden nun, da sie nicht mehr sind, erst ihres ganzen inneren Wertes bewußt. Heute stehen wir vor der peinlichen Erkenntnis, daß das Verschwinden der Windmühlen zugleich eine fortschreitende Verarmung des heimatischen Landschaftsbildes bedeutet. Ihr fröhliches Klappern gehörte zum Werkgeräusch des Dorfes wie das Klingen des Schmiedehammers, das Knirschen des Pfluges, das Knarren des Ziehbrunnens, das Klopfen der Dreschlegel. Sie durchbrachen die langgeschwungene Linie des pommerschen Landschaftsbildes mit scharfkantigen Umrissen und wirkten dennoch nie aufdringlich. Sie standen da wie Riesenspielzeuge, an denen groß und klein die gleiche Freude hatte. So ist jede Mühle, die nach kurzem oder langem Siechtum zusammenfällt, ein nicht zu ersetzender Verlust für die Schönheitswerte der heimischen Landschaft.

Ja, mehr als das: sie bedeutet gleich-

zeitig auch eine Verarmung des heimischen Volkstums. Denn der Müller, der mit seiner Mühle dahingeht, ist eine Besonderheit in diesem Volkstum. Er arbeitet allein, ist viele Stunden einsam, wacht, wenn alles schläft und wenn der Wind sich gerade auf Nachtarbeit eingestellt hat. Da hat er viel Zeit, seinen Gedanken nachzugehen. Ist er im Grunde seines Wesens von ernster Gemütsart, so wird er zum Denker und Grübler; neigt sein Gemüt zur heiteren Seite, so wird er zum Schelm und Schalk, der das ganze Dorf zum Narren halten kann. Meist ist er geistig rege, immer nimmt er eine Sonderstellung unter den Dorfbewohnern ein, und stets ist der kurzröckige Geselle, dem der Schelm aus den halbzugekniffenen Augen sieht, im Dorf beliebt, wenn auch ein wenig beargwöhnt; denn er ist geistig beweglich und schlau, und da muß man sich bei den geschäftlichen Beziehungen ein wenig versehen, wenn man nicht den kürzeren ziehen will.

Nicht immer führt das Nachlassen der Kräfte der Mühle zum Tode. Wenn

der Müller meint, daß der Atem der Natur, der Wind, sie nicht mehr bei frischen Kräften hält, holt er den Mühlenarzt, der einen tiefen Eingriff in den Körper der wirklich oder eingebildet Kranken vornimmt, ihr das Rutenkreuz der Flügel entfernt und in Gestalt eines Motors ein künstliches Herz einsetzt. Schade nur, daß jedesmal die Seele der Mühle dabei zum Teufel geht und sie fortan wie ein armloser Bettler an der Landstraße steht, ein bejammernswerter Krüppel, dessen Anblick wehe tut.

Dabei stoßen wir auf einen Widerspruch: der Wind gibt seine Kraft umsonst, wenn sie auch mit einem gut gehaltenen Rutenzeug eingefangen sein will, doch der Motor tut keine Umdrehung, ohne unnachsichtlich klingenden Lohn zu heischen.

Warum also sterben die Mühlen? Die Gründe sind gar viele, obgleich ihrer wenige bei genauer Prüfung stichhaltig sind. Zunächst: der Bauer ist mit der Zeit gegangen, hat sich einen eigenen Motor angeschafft und mahlt sein Schrot



Ein Mühlenrumpf in Rosow: traurige Romantik

Nur noch mit halber Kraft. Mühle in Arnimwalde (Kr. Randow)





Trümmer einer gewaltsam zerstörten Mühle in Neumark

Fotos: Zahnow

fürs Vieh selbst. Nur das Brotgetreide führt er noch der Mühle zu. Das bedeutet natürlich eine starke Einengung des Lebensraums der Mühle. Auch sonst ist der Bauer mit der Zeit gegangen. Er hat, wie wir alle, keine Zeit mehr. Früher wartete er geduldig ein und zwei Wochen, bis das Mehl fertig war. Heute will er es in wenigen Stunden haben, da morgen Brot gebacken werden soll. Gerade heute aber hat sich der Wind auf die Seite gelegt; er hatte sich brummend fortgeschlichen, nachdem er tagelang sich stürmisch bemüht hatte, die ganze Mühle in Trümmer zu legen.

Überhaupt der Wind! Heute schläft er, morgen reißt er dem Müller die Mühle vom Kopf, übermorgen ruht er schon wieder aus, und dann wacht er eben zur Nacht auf, wenn ordentliche Leute schlafen wollen. Man kann sich auf den Wind nicht verlassen, und wir wollen, daß Anfang und Ende unserer Arbeit vom Stundenschlag der Uhr geregelt sei. Jeder Sturm bedeutet Gefahr für die Mühle; da heißt es, Tag und Nacht auf dem

Posten sein und die Mühle gegen den Wind drehen, ohne doch seine Kraft nutzen zu können. Denn wehe, wenn ihre Arme sich in Bewegung setzen; das Mahlwerk würde sich heiß laufen und die Mühle den Feuertod sterben müssen. Kurz und gut: Windmühlen sind unzeitgemäß. So finden wir sie in allen Stufen des Verfalls.

Mit Schäden an den Flügeln fängt es an. Da dreht sich die Sackshaufen-Mühle in Neumark im Kreise Greifenhagen noch mit verletztem Flügel, aber für die „stillen Stunden“ steht ein Motor in einem daneben gebauten Häuschen bereit, der durch einen langen Treibriemen mit dem Räderwerk der Mühle verbunden ist. Ist das Rutenkreuz durch Sturm völlig heruntergebrochen, wie bei der Mühle von Schwartowke im Kreise Lauenburg, dann ist es eine Geldfrage, ob es billiger wird, es zu erneuern oder die Mühle gänzlich auf Motorbetrieb umzustellen. Gibt es nur wenig Arbeit, so schaffen es schließlich auch zwei Flügel, wie bei der Mühle von Niepars im

Kreise Franzburg-Barth, die indessen nun auch schon abgebrochen sind, weil ein benachbarter Wald den Wind abfängt.

Die ihrer Schönheit beraubten, wenn auch mit Motor betriebenen Mühlen wirken in der Landschaft abstoßender als jene zahlreichen Mühlen, die völlig dem Verfall preisgegeben sind. Sie sind mit einer Romantik umgeben, die andächtig stimmt wie das Antlitz eines Greises, so die Holländermühle von Arnimswalde im Kreise Randow oder die Mühlen von Falkenberg und Blankensee im Kreise Pyritz. An diesen, ihrem Schicksal überlassenen Mühlen arbeiten Wind und Wetter, bis sie nur als traurige Rümpfe dastehen wie die Mühle von Rosow im Kreise Randow — bis eines Tages der Wind, der sie einst belebte, ihren morschen Körper zerbrechen wird, sofern nicht der Mensch ihr zuvor den Gnadenstoß gibt, wie es ein Müller in Neumark im Kreise Greifenhagen tat, der seine Pferde vor das am Dach der Mühle befestigte Seil spannte und sie so in einen Trümmerhaufen verwandelte.

Smithsches Theaterleben im 18. Jahrhundert

Eine Erinnerung an Johann Christian Brandes

VON HERMANN ULBRICH-HANNIBAL

Obwohl die zahlreichen dramatischen Werke des am 15. November 1735 in Stettin geborenen Dichters Johann Christian Brandes, einschließlich des ersten deutschen Melodramas „*Ariadne auf Naxos*“, seit langem in Vergessenheit geraten sind, ist das Leben des Dichters im literarischen Interesse geblieben. Und zwar durch seine interessante Selbstbiographie, auf deren Bedeutung Mitte des vergangenen Jahrhunderts schon Willibald Alexis aufmerksam machte und die gerade in den letzten Jahren wieder in einigen Neuausgaben erschienen ist. Es ist nicht die Persönlichkeit des Verfassers an sich, die dieser Selbstbiographie immer wieder neue Verbreitung sichert, sondern die theatergeschichtliche Zeit, in die sein Wirken fällt und die er in der Erzählung seines Lebens als ein buntes Kulturbild aus dem 18. Jahrhundert entstehen läßt. Er war kein großer Dichter seiner Zeit, aber er hat aus der Fülle seiner Erlebnisse als viel gespielter Theaterschriftsteller und umherziehender Schauspieler und Theaterdirektor die wichtige Epoche der deutschen Theatergeschichte, in der sich aus der Wandertruppe die stehende Bühne entwickelte, so gut und vielseitig mit zahlreichen Anekdoten und Stimmungsbildern beschrieben, daß seine Selbstbiographie in der theatergeschichtlichen Literatur einen bedeutenden Platz einnimmt und zu den wertvollsten Schauspielerbographien zählt.

Seine Jugendzeit wurde von den Sorgen bestimmt, mit denen er als Sohn eines verarmten Privatschulmagisters aufwuchs. Als der Vater nach einem Bankrott in Naugard überhaupt nicht mehr für den Sohn sorgen konnte, fristete Johann Christian Brandes auf dem Boden eines fast baufälligen Hauses sein Leben und suchte sich bettelnd in der Stadt sei-

nen Unterhalt, bis ihn eine Tante nach Stettin zu sich nahm und ihn dort bis zum 14. Lebensjahre in die Schule schickte. Es war nach dieser traurigen Jugend für ihn schwer, auf den rechten Weg zu kommen; er faßte als junger Kaufmannslehrling den Entschluß, es den Helden in den Abenteuerromanen gleich zu tun und für das Geld aus der Ladenskasse einen Schiffsplatz nach einem fernem Erdteil zu mieten. Der Prinzipal entdeckte das Fehlen des Geldes jedoch schon, als sein Lehrling den Koffer für die Ausreise packte. Johann Christian Brandes floh vor Strafe und Schande und begab sich auf die Wanderschaft, die ihn nach einem eineinhalbjährigen Hungerleben zu einem Verwandten nach Berlin und schließlich nach Hamburg führte. Dort fand er, gerade als er sich in seiner Verzweiflung bei den dänischen Soldaten anwerben lassen wollte, auf einem Gute bei Lübeck eine Stelle als Diener. Hier hatte er auch das Glück, im dritten Winter seiner Tätigkeit die Schönmannsche Schauspielergesellschaft kennenzulernen und als einundzwanzigjähriger Jüngling von ihr für Anfängerrollen engagiert zu werden.

Der Sprung auf die Bretter, die die Welt bedeuten, war gelungen. Theater- und Ballettmeister taten das ihrige, den ehemaligen Diener zu einem Schauspieler auszubilden, oder wie Brandes erzählt, eine Karikatur aus ihm zu machen:

„Der Ballettmeister unterrichtete mich, meinen Körper mit Anstand zu tragen, um meinen Reden Nachdruck und Grazie zu verleihen. Nach seiner Meinung mußten z. B. ein Drittel des Gesichts stets gegen den Mitspieler und zwei Drittel gegen die Zuschauer gerichtet sein, beim Aufheben der rechten Hand mußte der linke Fuß, bei dem der linken Hand der rechte Fuß vorge setzt werden; bei einer

Bewegung der Hände mußte sich erst der obere Teil des Armes vom Körper lösen, sich bis zur geraden Linie heben und darauf in der Mitte sanft biegen, dann begannen die Bewegungen des Unterarmes und der Hand, die mit leicht gesenkten Fingern den Inhalt der jeweiligen Rede andeuten und unterstützen sollte: das Ganze nannte er Schlangenlinie oder wellenförmige Bewegung; auch das Auge mußte sich jedesmal nach der Seite, wohin die Hand in Aktion trat, wenden!“

Er lernte bald nach seinem Eintritt bei der Schönmannschen Schauspielergesellschaft kennen, wie sorgenreich und wechselvoll das Komödiantenleben zur damaligen Zeit war, verdiente sich seinen Lebensunterhalt eine Zeit lang durch Schriftstellerei, hatte aber bald das Glück, in seiner Vaterstadt Stettin von der damals sehr bekannten Schuchschen Gesellschaft engagiert zu werden und mit dem Theaterdirektor Franz Schuch, einem aus einem österreichischen Kloster entlaufenen Mönch, durch das Land zu reisen. Was kümmerte es ihn, daß seine Tante die Schauspieler „für Kinder des Satans und eine leibhaftige Ausgeburt der Hölle, die der ganzen Christenheit zum Ärger wäre“ hielt, er fühlte sich glücklich, die Wandertruppe von Stettin nach Berlin und nach Breslau und weiter durch das Land begleiten zu können.

„Im Mai 1761“, so schildert er das Reiseleben, „verließ dann die Schuchsche Gesellschaft Breslau und ging über Berlin nach Magdeburg; bei dieser Fahrt konnte ich die lächerliche Eitelkeit und Einfalt etlicher Schauspielerinnen beobachten. Unser Fuhrwerk bestand in einigen gedeckten Frachtwagen, auf denen aus Risten und Koffern möglichst bequeme Sitze für die Reisenden eingerichtet waren. Bei der Abfahrt saßen nun die Damen unserer Gesellschaft in Modenhauben oder Federhüten, in seidenen Umhängen und ein Hündchen auf dem Schoß, in dem für sie bestimmten Wagen, ließen seine Decke so weit als möglich

herunter, damit ja jeder ihnen recht bequem ins Gesicht sehen konnte; so fuhren sie durch die Stadt zum Tore hinaus. Dieser Aufzug von etlichen geputzten, geschminkten jungen und älteren Frauen erregte natürlich Aufsehen, und neugierige Menschen folgten dem sonderbaren Fuhrwerk. Nach allen Seiten wurde genickt und gegrüßt, ein Bekannter oder Liebhaber drängte sich auch wohl an den Wagen, um sich in Erinnerung zu bringen und glückliche Reise zu wünschen; von den gerührten Schönen wurden Tränen vergossen, Handküsse wurden getauscht, und so begleitete die eingebilddete innigste Zuneigung des Berliner Publikums die Schönen vom Theater bis zum Thor der Stadt oder gar bis zum nächsten Dorf. Hier wurde Halt gemacht: ein gründlicher Kleiderwechsel fand statt! Hüte und Mäntel wurden mit einfachen Kapuzen und Röcken vertauscht, aber auf der letzten Station vor dem Bestimmungsorte wichen diese wieder der festlichen Gewandung. Frisch gekämmt und gewaschen, geschminkt und parfümiert hielten sie einen feierlichen Einzug, der ebenso glänzend war wie die Abreise. Etliche Schauspieler freilich mußten sich bei solcher Gelegenheit mit einer bescheidensten Rolle begnügen; ihr Gepäck nahm wohl der Frachtwagen mit, sie selbst aber schlichen sich, oft vor Tagesanbruch, zum Thor hinaus bis zum nächsten Dorf oder bei Hinterlassung einer größeren Schuldenlast auch wohl eine Tageswanderung weit; bei dem Ort ihrer neuen Tätigkeit machten sie aber mit den Damen gemeinschaftliche Sache!

Es würde über den Rahmen dieser Veröffentlichung hinausführen, Brandes überall auf seinen Reisen durch Deutschland zu folgen und auf sein umfangreiches dramatisches Schaffen einzugehen. Es ist interessanter, einige seiner kleinen Berichte aus dem damaligen Theaterleben herauszugreifen. Was weiß er alles von seinem Theaterdirektor Schuch zu erzählen, der mit seinen Brüdern fast täglich bei offenen Fenstern frühstückte und bei jedem Glase Likör und Wein Trompeten erschallen ließ; und der es einmal, als seine Frau vom Publikum ausgepiffen wurde, sogar wagte, mit einer Peitsche aus den Kulissen ins Parterre zu drohen, wobei er allerdings Gefahr lief, vom Publikum öffentlich geächtet zu werden.

Auch die Zensur lieferte manche Kuriosität: „In Danzig sollte das Trauerspiel „Der Freigeist“ — von Brave — gegeben werden. Ich überbrachte es dem Zensor zur Beurteilung. Dieser fand die Hauptrolle darin sehr anstößig, strich alles, was den Freigeist charakterisiert, als vermeintliche Gotteslästerung und

schickte mir das so jämmerlich verstümmelte Stück wieder mit der Erlaubnis, es in dieser Fassung aufführen zu dürfen. Ich war äußerst erstaunt über das sonderbare Verfahren eines Mannes, dem ich weit mehr Einsicht zugetraut hatte, und ging zum Präsidenten Gralath, der, wie ich wußte, literarische Kenntnisse und einen gebildeten Geschmack besaß. Dieser kannte das Stück, schüttelte über die Streichungen den Kopf und gab es mir mit der Erklärung zurück, daß sich der Zensor, wahrscheinlich wegen überhäufte Geschäfte, in der Beurteilung des Trauerspiels übereilt hätte und daß wir es auf seine Verantwortung ohne alle Änderung aufführen könnten.“

Auf Veranlassung seines Freundes Lessing nahm Brandes mit seiner Frau, die ihren Mann in der Darstellungskunst weit überragte, ein Engagement in Hamburg an und zog dann mit der Seylerschen Truppe durch Westdeutschland.

„Nach wenigen Wochen“, so schildert Brandes aus dieser Zeit, „gingen wir für kurze Zeit nach Hildesheim und dann, da hier der Besuch nur schwach war, nach Osnabrück, wo wir für den Winter 1769/70 freundlich aufgenommen wurden, da seit langer Zeit kein Schauspiel gewesen war. Das Domkapitel freute sich über die treffliche Truppe und öffnete den Schauspielern bereitwilligst Küche und Keller. Oft hatten wir uns schon mit primitiven Bühnen behelfen müssen, das Theater in Osnabrück aber war kaum für ein Puppenspiel groß genug, von szenischen Verwandlungen konnte hier ebensowenig wie kurz vorher in Lüneburg oder Stade die Rede sein. Die technischen Einrichtungen dieses Theaters waren dem Raume angemessen und die Dekorationen auffallend lächerlich und elend. Auf jeder Waldkulisse erblickte man ein weidendes Schaf, etliche Gebüsch und Bäume, unter denen etliche Personen lustwandelten, die aber ebensowenig wie die Schafe von ihrer Stelle wichen und immer gegenwärtige Zuschauer abgaben!“

So sehr auch der Adel das Theater unterstützte, so reichte dieser Betrag noch nicht aus, um Seyler völlig zu entschädigen; die Bürger fanden wenig oder gar kein Behagen an unseren Vorstellungen, weil die gewohnte lustige Person darin vermißt wurde, und der Pöbel, welcher glaubte, daß wir hier große Reichtümer wegschleppen würden, feindete uns volends an. Die Mutwilligsten unter diesen warfen zum öftern während der Komödie mit großen Steinen durch die Fenster aufs Theater, wodurch natürlicherweise die Vorstellung und die spie-

lenden Personen der Gefahr ausgesetzt wurden, von einem solchen Wurf empfindlich beschädigt zu werden.“

Als die Truppe in Wezlar spielte, wurde sie von dem Professor Schmidt von der Universität Siegen in einem schmeichelhaften Lobgedicht öffentlich gerühmt. Der Rektor der Universität jedoch nahm es sehr übel, daß ein Lehrer der Universität seine Feder so entweiht hatte, eine Bande durchreisender Komödianten zu besingen, und belangte ihn gerichtlich. Er wurde mit seiner Klage aber auf Befehl des Landgrafen von Hessen-Darmstadt abgewiesen und dem Professor Schmidt die Erlaubnis erteilt, über die Bühne zu schreiben, was er wollte. In Weimar lernte Brandes Wieland kennen und überreichte ihm einen Sammelband seiner Schauspiele. „Ich danke Ihnen“, sagte Wieland höflich, „für die mir erzeigte Attention! Der Parnas ist zwar schwer zu ersteigen, nur wenige haben das Glück, eine beträchtliche Höhe auf ihm zu erreichen, doch ist schon das Streben, dahin zu gelangen, zu loben, und ich freue mich, daß Sie sich Mühe geben, etwas zum Ganzen beizutragen“; aber Brandes, dessen Schauspiele überall in Deutschland aufgeführt wurden, war dadurch doch in seiner Eitelkeit stark gekränkt. In Weimar schrieb Brandes auch sein Stück „Ariadne auf Naxos“, das sich mit der Musik von George Benda von allen Werken des Dichters am längsten gehalten hat und als erstes Melodrama in die Literaturgeschichte eingegangen ist.

Im Jahre 1775 spielte Brandes mit der Seylerschen Truppe während der Messe in Leipzig, als gleichzeitig die Döbbelinsche Truppe dort ein Gastspiel gab. Das führte zu einem scharfen Konkurrenzkampf, in dem die Freunde und Gläubiger Döbbelins, die um ihre Einnahmen fürchteten, zu ganz bühnischen Mitteln griffen. Sie versuchten durch Vortäuschungen von einem Feuerbruch und einem Gebäudeeinsturz die Zuschauer aus dem Seylerschen Theater fernzuhalten, was ihnen jedoch nicht gelang.

Aus der Zeit seines Dresdener Aufenthaltes berichtet Brandes von zwei interessanten Besuchen bei einer dort gastierenden wandernden Komödiantentruppe:

„Einstmals, da ich auf besondere Einladung des Direktors und dessen Versicherung, daß die erwähnte berühmte Schauspielerin eine ihrer glänzendsten Rollen geben würde, dies kleine Theater besuchte, waren einige Zuschauer so unbescheiden, diese vorzügliche Zierde der Gesellschaft in einer Szene, wo sie als

Königin einen großen Beutel voll Geld aus dem Busen hervorzog und in ihrem Heerführer zur Belohnung seiner Tapferkeit überreichte, förmlich auszuspfeien. Die Dame, welche sich durch eine solche Behandlung gröblich beleidigt fühlte, trat sogleich einige Schritte gegen das Parterre vor und hielt ungefähr folgende Anrede: „Meine Herren! Ich begreife gar nicht, wie Sie zu der Insolence kommen, mich so öffentlich zu prostituieren. Ich bin zwar nur eine Köchin, aber hier stelle ich eine Königin vor und habe Ehre im Veibel! Und damit Sie's nur wissen, ich spiele meine Rolle wohl ebenso gut und vielleicht noch besser als manche andere Komödiantin, wenn sie gleich ihre Nase noch so hoch trägt. Ich verbitte mir also alle Impertinenzen ein für allemal, denn ich hätte im Grunde gar nicht



nötig, zu agieren, wenn ich es nicht meinem Herrn zu Gefallen täte — das nehmen Sie sich von nun an ad notam!“ Ein allgemeines Gelächter und Bravorufen erschallte; nun trat die Köchin-Schauspielerin wieder auf das Innere der Bühne zurück und spielte ihre Rolle mit aller möglichen Fassung zu Ende.“

„In einer anderen ähnlichen Staatsaktion, bei deren Vorstellung ich ebenfalls als erbetener Zuschauer zugegen war, sollte der Held des Stückes wegen eines Hochverrats gegen seinen Fürsten den Kopf verlieren. Das Schafott wurde errichtet und der arme Sünder in Prozeßion herbeigeführt. Sowie er das Blutgerüst bestieg, wendete er sich gegen die Zuschauer, hielt eine höchst bewegliche Rede, und nach Endigung derselben legte er sein Haupt mit vieler Standhaftigkeit auf den Block. Hanswurst, dem das Amt des Scharfrichters übertragen worden war, näherte sich nun mit aufgehobenem Beile, um den Streich zu vollziehen. — „Pardon!“ riefen einige Zuschauer, ihre Schnupftücher auf die Bühne werfend, und nun rief alles Pardon! — „Ja, das ist was anderes“, erwiderte der Scharfrichter — „wenn die gnädigen Herrschaften es so wollen . . . Hast du gehört, Verräter? Du bist begnadigt! Geh und bedanke dich!“ Der arme Sünder stand auf und wurde, weil er zu stottern anfang, mitten in seiner Rede vom Hanswurst-Scharfrichter verprügelt. Dieser kündigte das gleiche Stück für den folgenden Tag an, aber mit dem Zusätze, daß er sich jeden Pardon verbäte, weil die wirkliche Enthauptung ein wahres Meisterwerk sei und sicher allgemeinen Beifall finden würde.“

In Potsdam überreichte Brandes dem Kronprinzen während einer langen



Unterhaltung über das deutsche Theater und über die deutsche Dichtung einen ausführlichen Plan zur Errichtung eines Nationaltheaters, und er hatte nach einigen Jahren, als er von einer Theaterreise aus Livland heimkehrte, die Freude, das Theater nach seinen Gedankengängen errichtet und auch seinen Freund Engel, wie er vorgeschlagen hatte, als Leiter des Theaters zu sehen.

Im Jahre 1788 nahm er nach vielen Widerwärtigkeiten, deren er als Theaterdirektor in Hamburg nicht Herr werden konnte, und nachdem ihm seine Frau und seine beiden Kinder gestorben waren, Abschied vom Theater, siedelte von Hamburg zunächst für einige Zeit nach seiner Vaterstadt Stettin und dann nach Berlin über, um sich dort der Herausgabe seiner dramatischen Werke zu widmen. Dort schrieb er auch, kurz bevor er am 10. November 1799 die Augen schloß, seine interessante und lehrreiche Lebensgeschichte.

Verschneite Tannen / Von J. H. E. Büttner

Sie stehen da in diesen Tagen
So feierlich und unbewegt,
Und können kaum die Schönheit tragen,
Die Gott in ihre Arme legt.

Den Sternen gleichen die Kristalle
Im windgewebten Winterkleid
Wenn nachts, aus Gottes Wunderhalle
Das Mondlicht seinen Schlummer leiht.

WALTER BORCHERS

Von pommerschen Stirnkiekers

Ein Beitrag
zum
Dreikönigsingen



Abschluß der Weihnachtszeit, der Zwölften, ist der Dreikönigstag, der 6. Januar, der Tag der Epiphanie, der Erscheinung Christi, der in einzelnen Gebieten Deutschlands heute noch Hoch- oder Großneujahr genannt wird. An diesem und am Vortag — nach kirchlich-mittelalterlicher Sitte pflegt man die höheren Festtage mit ihrer vigilia oder vespera prima am Vortage zu beginnen — zogen und ziehen heute noch die Stirnkieker (Sterngucker auf Rügen), Sterndreier (Sterndreher in Ostfriesland), Sternlöper (Sternläufer in Schleswig-Holstein) umher, es sind die drei Weisen oder Dreikönige Kaspar, Melchior, Balthasar, oft begleitet von Bär, Storch und Schimmel, den Tiermasken der Weihnachtsumzüge. Waren es früher auf Rügen, auf der Halbinsel Jasmund zwei oder drei Männer, die als Stirnkieker zu Silvester herumliefen, so sind es heute in Ostpommern Kinder, die Armen des Dorfes. Singend und Gaben bettelnd, ziehen sie als Sternsinger —

der Begriff Sternsinger taucht schon 1596 in den Rechnungen des St.-Florian-Stifts in Oberösterreich auf — von Haus zu Haus, mit weißen Gewändern, Hemden angetan, mit bunten Papiermützen, Kronen und spitzen Hüten auf den Köpfen, mit sich Brummtopf, einen drehbaren, innen erleuchteten Papierstern und einen Herodeskasten oder eine Krippe führend. So ziehen sie umher und singen eintönig und litaneimäßig, wie in Wierschußin, Kreis Lauenburg:

Wir wünschen dem Herrn ein'n gedeckten Tisch,
Auf allen vier Ecken ein'n gebrat'nen Fisch
Und in der Mitte ein Gläschen Wein,
Damit der Herr kann lustig sein.
Wir wünschen der Frau eine gold'ne Kron',
Aufs nächste Jahr einen hübschen Sohn.
Wir wünschen dem Großvater 'ne Tabakspfeif',
Damit er kann gut den Tabak rauchen.
Wir wünschen dem Sohn ein gesattelttes Pferd,
Damit er kann reiten von früh bis spät.



Wir sind drei Kö nig aus Moh ren land, aus Moh ren land, die



Sonn' hat uns ganz schwarz ver brannt, ganz schwarz ver brannt.

Wir wünschen der Tochter ein Sofa mit
Spitzen,
Damit sie kann gut mit dem Diebsten draus
sitzen.

Wir wünschen dem Knecht eine gold'ne
Kett',
Damit er kann laufen mit dem Bullen um
die Wett',

Wir wünschen der Magd einen Besenstiel,
Damit sie kann gut die Stube ausfegen.

Drum laßt uns nicht so lange steh'n,
Wir woll'n ein Endchen weitergeh'n.

Ähnliche Verse, die wir auch aus dem
Erntebrauchtum her kennen, singen die
drei Weisen in Vixom, Kreis Stolp.
Die ersten beiden Verse lauten:

Also kommen wir herein ohne Stock und
ohne Spott,
Einen schönen guten Abend wünsch euch
Gott!

Wir sind die drei Weisen aus dem Morgen-
land,
Die Sonne hat uns schwarz gebrannt.

Strophen 3—5 lauten ähnlich dem in
Wierschutין gesungenen Lied, während
Strophen 6—8 etwas abweichen; sie
lauten:

Wir wünschen der Mamsell eine goldene
Pfann',
Aufs nächste Jahr einen krummen Mann.
Wir wünschen dem Stubenmädchen einen
Besen in der Hand,
Damit sie kann fegen die Spinne von der
Wand.

Wir bitten um 'ne Gabe, und laßt uns nicht
stehen,
Denn wir müssen noch weiter brummen
gehen.

Ein Heischelied, dessen Inhalt eigent-
lich wenig mit dem ursprünglichen Er-
scheinen der Dreikönige zu tun hat. Viel-
leicht wird uns das Dreikönigsingen in
seiner Erscheinungsform klarer, wenn
wir weitere und ältere Zeugnisse heran-
ziehen. Ausführlich berichtet uns Haas
in seiner Rügen'schen Volkskunde von dem
Auftreten der Stirnkieker auf der Hal-
insel Jasmund: „Es waren zwei oder
drei (auch fünf) Männer, die hatten
weiße Hemden an und weiße Hüte auf;
ihre Ärmel waren mit buntem Band
verziert. Einer von ihnen hielt einen
großen Stern von Papier, der zwei bis
drei Fuß im Durchmesser maß. Der Stern
steckte an einem Stock, auf dessen Spitze
ein Licht befestigt war.“ Nach einem
Eingangslied entspann sich folgender
Dialog zwischen zwei Stirnkiekern, von
denen der eine als Knecht, der andere
als Herodes verkleidet war:

Herodes: Hans, bist du nicht mein getreue-
ster Knecht?

Knecht: Was befehlen die königlichen
Majestäten?

Herodes: Geh zu diesem Zimmer 'nein,
wo zwei, drei Knaben sein,
die zwei, drei Jahr alt sein.

So ich höre, daß du wirst einen
davon verschonen,
will ich dich durch mein Schwert
belohnen.

So ich aber höre, du wirst keinen
verschonen,
so will ich dich zum reichen Herrn
machen;
du sollst die ganze Welt auslachen.

Nach diesem Gespräch, das auf den
bethlehemitischen Kindermord anspielt,
wurden ähnliche Verse gesungen in der
eintönigen Melodie, wie wir sie aus
Wierschutין und Vixom her kennen.
Hatten die Stirnkieker ihr Geschenk er-
halten, sangen sie zum Schluß:

Sie haben uns eine Verehrung gegeben;
Der liebe Gott laß Sie in Freude leben,
das ganze Jahr wohl ein und aus!
Das Unglück fahr' zum Schornstein hinaus!
(Bei dieser Stelle wurde der Stern gedreht.)
Ach Sternlein, ach Sternlein, bleib' stille
bestehen!
Wir müssen heute abend noch weitergehen.

Haas weiß uns noch andere Fassungen
des Herodesdialogs zu berichten; eine
dieser Fassungen lautet:

Herodes: König Herodes werd ich genannt,
Ich bin der König aus Morgen-
land.
Wo ist denn mein getreuester
Fähnrich?

Fähnrich: Was befehlen Ew. Kgl. Maje-
stätén?

Herodes: Geh nach der Stadt hinein
und töte mir alle die Kindelein,
die unter ein und zwei Jahre alt
sein usw.

In Putbus, Sagard, Spieker und auf
Mönchgut zogen die Stirnkieker in den
Jahren 1860—65 umher. Auch aus
Greifswald ist uns das Erscheinen der
Dreikönige bekannt, und zwar noch um
das Jahr 1880, in Swinemünde dagegen
tauchten sie noch in den neunziger Jah-
ren auf. Auch aus Pritter-Wollin wird
uns von Stirnkiekern und ihren Papier-
laternen berichtet. Aus dem Binnen-
lande sind noch weitere Zeugnisse be-
kannt geworden: so zogen in Warten-
berg, Kreis Pyritz, bis 1860 gleich nach
Neujahr drei Knaben im Alter von vier-
zehn bis sechzehn Jahren mit dem Haus
des Herodes umher, einem Kasten in der
Größe eines Vogelbauers, auf einer
Stange, der ein Fensterloch besaß, aus
dem Herodes heraussah. Heute beschränkt
sich das Dreikönigsingen auf Ostpom-
mern, insbesondere auf den Kreis Rauen-

burg und Bütow. Merkwürdigerweise
ist er auch noch lebendig in Ziezeneff,
Kreis Belgard. Es mag möglich sein,
daß hier unter dem Einfluß der katholi-
schen Kirche, insbesondere der Nachbar-
schaft der Raschubei, sich dieser Brauch
gehalten hat, blühen doch noch heute die
Dreikönigsumzüge im pommerellischen
Gebiet (vgl. Bozena Stelmachowska:
Rok Obrzedowy na Pomorzu [Festliche
Bräuche des Jahreslaufs in Pomerellen]
(= Pamietnik Instytutu Baltyckiego
XII.) Thorn, Balt. Institut, S. 78—87.)
Herbert Wetter¹⁾ kommt zu dem Er-
gebnis, „daß der Rückzug des Brauches
im letzten Jahrhundert im deutschen
Raum von Norden nach Süden vor sich
ging, wobei einige Nest- und Eckpfeiler
in dem entleerten Raum noch länger be-
stehen bleiben. Randgebiete und Grenz-
linien erweisen sich überall als besonders
geeignete Erhaltungs- und Nestgebiete.
Irgendwelche Insel- und Winkellage,
wobei oft der Grenzgegensatz in Wirk-
samkeit tritt, bewahren den Brauch gern
lebendiger. Naturhafte Abgeschlossenheit
in Gebirgs-, Moor- und Heidelandschaften
wirkt im gleichen Sinne. Im großen und
ganzen ist heute der norddeutsche Raum,
der im 19. Jahrhundert nicht geringe
verstreute Restbestände besaß, heute gänz-
lich des Dreikönigsumzugs entblößt, mit
Ausnahme des ostpreussischen Winkels,
weniger Punkte in Ostpommern und
vielleicht noch mehr in der Raschubei“.

Die Verbreitung dieses Brauches sagt
uns aber noch nichts über seine Geschichte
aus. Aus dem Zwiegespräch zwischen
Herodes und seinem Knecht oder dem
Fähnrich, aus dem Mitführen des He-
rodeskastens und des Sterns geht her-
vor, daß hier ein alter kirchlicher Brauch
vor uns liegt, daß wir es hier mit den
letzten Resten eines kirchlichen Volks-
schauspiels zu tun haben. Die Reimzelle
dieses Brauches liegt eingeschlossen in
der Verehrung der drei magi (Weisen)
oder Könige, die bei der Geburt Christi,
die ja ursprünglich am 6. Januar gefeiert
wurde, zusammenkamen, wobei der Stern
von Bethlehem ihnen den Weg wies.

Das Dreikönigs spiel war ursprüng-
lich ein Vorspiel zur Messe, an dem drei
Geistliche, in späterer Zeit Chorknaben,
als Könige verkleidet in der Kirche auf-
traten und sich gegenseitig auf den Stern
aufmerksam machten, der an einem Seil
hängend, hoch oben unter den Kirchen-
gewölben entlanggezogen oder auf einer
Stange von einem Chorknaben voran-
getragen wurde. In feierlichem Zuge,
unter den Klängen der Musik, begaben
sie sich zum Chor, dort wo die Krippe
stand. Die Erinnerung an den Stern,

der den drei Weisen voranleuchtete, lebt weiter in den Sternen der heischesuchen- den Kinder am Dreikönigstag. Die Gestalt des Herodes, wie er zum 11. Jahrhundert in den Adventsspielen auftaucht und bald Mittelpunkt des Spiels wird — er wird von den Königen aufgesucht, er gibt ihnen Ratschläge, er befiehlt den bethlehemitischen Kindermord —, taucht noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts unter den pommerschen Stirnkiekern auf und ist bis heute noch nicht vergessen; denn die Kinder tragen in dem Herodeskasten eine Krippe oder die beweglichen Figuren der drei Könige oder des Herodes mit herum, bisweilen auch nur Herodes, der zum Fenster herausguckt, entsprechend einer Liedstelle „Herodes schaut zum Fenster heraus“, die jetzt in Pommern nicht mehr gesungen wird. Interessant ist dabei die Tatsache,

daß der Puppenkasten der Sternsinger und auch die Puppensterne — wir denken an Wartenberg, Kreis Pyritz — auf alter Tradition fußen, sind sie doch ohne Zweifel die Fortsetzer des geistlichen Marionettenspiels des Mittelalters¹⁾. Verquickt mit den christlichen Erscheinungsformen sind Brauchtumszüge aus der Zwölftzeit, des Weihnachtsabends und des Silvesterabends, wenn wir nur an das Ansingen und Wünschen, Vermummten und Lärmen und Heischen denken. Fast die gleichen Lärminstrumente tauchen auf, vor allem der Brummtopf, der in Holland und ganz Norddeutschland, von Emsland bis nach Ostpreußen verbreitet ist. Das Dreikönig- oder Sternsingen ist nach Hans Moser²⁾ „das einzige Spiel, das sich gleichmäßig über nahezu das ganze deutsche Sprachgebiet hinzieht, von seinen äußersten Inseln im

Südosten bis Friesland, Schleswig-Holstein und von hier in erwiesener Übertragung in die drei skandinavischen Länder hinein, und in Ostpreußen sich feststellen läßt“. Fröhlicher Humor durchzieht das Sternsingen, wie wir in dem Lied von Wierschutzin feststellen konnten. Sternsingen und Herodesspiel, letzte Reste eines Volksschauspiels, haben sich so in Pommern erhalten; hoffen wir, daß die Kinder uns noch lange mit ihrem Spielen und Singen am Dreikönigstag oder seinem Vortag erfreuen mögen.

Die Hochzahlen der Anmerkung beziehen sich auf nachstehende Literatur: 1) Herbert Wetter, Heischebrauch und Dreikönigsumzug im deutschen Raum, Wiesbaden 1933 S. 111—12. 2) Hans Moser, Volksschauspiel in: Die deutsche Volkskunde, hrsg. v. Adolf Spamer, Leipzig und Berlin 1935 Bd. 1 S. 380.

JOHANNES VON KUNOWSKI:

Sturm an der Küste



Henning Ohm hatte alle Meere befahren, war weit herumgekommen in der Welt und hatte seine Augen stets offen gehalten, so daß er Bescheid über manches wußte, was den Leuten seines Dorfes nicht einging. Er hätte es bestimmt noch weit gebracht, zu einem kleinen Schoner vielleicht, mit dem er von Stettin nach Lettland und Finnland gefahren wäre, immer längs der heimatischen pommerschen Küste, wenn da nicht die Sache mit dem Arm gewesen wäre.

Das lag nun schon bald fünf Jahre zurück, und geschehen war es schneller, als man es zu schreiben vermag. Verlud der Matrose Henning eines Freitags mittags im Hamburger Hafen Risten, große, schwere Risten mit Maschinenteilen für Südamerika, und als gerade die Pfeifen der Dampfer ihr „Mittag“ heulen wollten, da sagte ihn so ein Ding beim Herunterrasseln vom Kran, quetschte ihn platt an die Bordwand, und alle, die es mitansahen, meinten später, Henning hätte höllisches Glück gehabt, daß ihn die Geschichte nur den linken Arm gekostet habe.

Seit diesem Unglücksfreitag saß Henning Ohm nun in dem kleinen Häuschen, das ihm von den Eltern überkommen war, und verwaltete die Posthilfsstelle des Ortes. Fühlte sich nicht wohl in

seiner Haut, bei all dem papiernen Kram, und es war ihm ein Trost, daß er die See, der er gehörte, dicht vor den Dünen rauschen hörte, daß ihr feuchter Atem hineinwehte bis in sein kleines Stübchen, in dem er zwischen den Papieren saß und seine Abrechnungen machte.

Henning Ohm war bei all dem nun fünfunddreißig geworden, und es wäre wohl an der Zeit gewesen, daß er eine Postmeisterin in sein Häuschen geführt hätte. Heiraten aber war für ihn eine schlimme Sache. An Geld und Gut zu bieten hatte er kaum etwas, und wenn er auch an sich ein forscher und strammer Kerl war, so fühlte er doch selbst, wie der linke, leere Armel seines Rockes die Mädel alle ein wenig schaudern machte, wenn er mit ihnen zum Tanze ging, so freundliche Gesichter sie sich auch aufzustecken mühten.

Da war eine, Christine geheiß, eine stattliche Dirne, die er schon gemocht hätte, aber er war ihr nur gut dazu, sie mit den anderen Burschen zu umwerben, ihr schönzutun. Wenn er sie beim Tanze mit der gesunden Rechten einmal fester an sich zog, dann hatte sie so eine Bewegung, sich gegen ihn zu stemmen und mit den Augen im Saale herumzusehen, als gäbe es da irgend jemand, der diese Vertraulichkeit beileibe nicht hätte sehen dürfen.

Und Henning Ohm erkannte ihr Gebilde sehr wohl und war verdrießlicher denn je, denn mit jedem Jahre entschließt man sich schwerer zum Freien, und der Matrose auf Halbsold Ohm kannte trotz all seiner großen Fahrten von einst auf Gottes Welt keine anderen weiblichen Geschöpfe als die seines Dorfes, und von denen wieder war die Christine die einzige, die vor seinen Augen gefallen fand. Und wer weiß, ob Henning Ohm nicht als Hagestolz einmal zu Grabe getragen worden wäre, wenn ihm nicht seine große Geliebte, die See, in seiner Not zu Hilfe gekommen wäre.

„Schiff in Not!“ — das war ein Ruf, der in dem kleinen pommerschen Rüstendorf des Invaliden höchstens alle zwanzig, dreißig Jahre einmal laut wurde. In diesem Herbst aber war es wiederum soweit. „Schiff in Not!“ riefen die Leute einander in die Hütten, und draußen, vor der Sandbank, saß ein kleiner Schoner fest und wankte hin und her unter dem Stürmen der Wellen. Mit den andern war Henning Ohm zum Strande gelaufen und besah sich das Unglück. War nicht viel zu machen nach dem Urteil der Fischer. Mit ihren Booten kamen sie nicht heil raus durch die Brandung. Diesen Nordwest, der sie in jedem Herbst und Frühling hinderte, hinauszufahren und ihre Netze zu

legen, kannten sie seit Jahrzehnten. Hilfe konnten sie denen da draußen nicht bringen.

Die auf dem Schoner aber taten in ihrer Not das Verkehrteste, was im Augenblick zu machen war. Sie verließen den immerhin noch sicheren Platz ihres Schoners, brachten eine Ruckschale von Boot zu Wasser und kletterten hinein. Eins — drei — fünf, drei Männer und zwei Frauen — und schon schlug das Boot um, man sah vom Strande aus den weißen Kiel und die schwarzen Körper um sich schlagender Menschen.

Die Leute am Ufer verharrten in stummem Schweigen. Das war das Ende, Gnade Gott den Seelen da draußen! Nur in Henning Ohm rebellierte es. Als alter Großfahrersmann hier untätig stehen müssen, während es draußen bei denen um Leben und Tod ging, das war wider seine Natur. Schon wollte er umdrehen, nach Hause gehen, um des Unglücks letzten Teil nicht mit ansehen zu müssen, da rief eins von den umstehenden Weibern: „Da vorn, vor der Sandbank, da treibt was!“

Henning Ohm schärfte die Augen. Richtig — halb schwimmend, halb bereits im Wasser stehend, kämpfte da ein Mensch mit den Wellen. Und da kam es über ihn. „Dieleine her!“ brüllte er, als stünde er auf der Brücke eines Dreimasters. Knüpfte sich den Strick fest unter die Achseln, drückte sein Ende den Männern in die Hand, und dann ging er, so wie er war, hinein ins Wasser. „Ist so nur ein halbes Leben, was ich einsetze“, rief er den lamentierenden Weibern zu, und dann kämpfte er sich Schritt für Schritt voran durch Welle und Welle. Ging langsam und bedächtig, breitbeinig, stemmte den Fuß nicht ein, ehe er nicht fühlte, daß er Steine und festen Grund, nicht Sand unter sich hatte.

Holte tief Luft, wenn die Wellen über seinen Kopf gestürmt — und dann sah er sein Ziel!

Mit dunklen langen Haaren, gespenstisch weiß das Gesicht, schwankte dort eine Frau unter den Wellen. Und als er seine Hand ausstreckte, da fühlte er, daß er um keine Sekunde zu früh gekommen war. Fest zog Henning Ohm die Schiffbrüchige zu sich heran, legte den Arm unter sie, hob sie empor. Und wie er sie so an seiner Brust spürte, wie seine Beine unter der doppelten Last zu zittern begannen, wie er das Höchste aus sich herausholte, da merkte er mit einem Male, daß er doch noch ein ganzer Kerl und kein Krüppel war.

Es wäre vermessen, zu sagen, daß Henning Ohm im Hochgefühl dieser Erkenntnis langsamer zum Strande zurückkehrte, als er es gekonnt hätte. Den Wartenden schien es immerhin endlos lange; sie aber brauchten auch nicht ihre Beine mühsam Schritt für Schritt voreinander zu setzen und mit dem Rücken den Prall der Wogen abzufangen, daß er das Mädchen möglichst nicht trüfe. Und als Henning Ohm endlich wieder am Ufer stand, da streckten sich ihm dreißig, vierzig Hände entgegen. Stand auch die Christine mitten darunter, und Henning wußte, daß er sie jetzt haben könne unter der Wucht des Augenblicks, als bewunderter, kühner Retter aus Todesgefahr. Henning Ohm aber sah nicht auf sie und die andern, sah nur das Mädchen auf seinem Arm, das ihn wieder zum ganzen Kerl gemacht hatte. Und er hielt es auf seinem Arme, schritt mit ihr wie er aus dem Wasser gekommen, schwer und bedächtig die Dünen hinan bis zu seinem Häuschen.

Als er Maria in dem kleinen Stübchen vom Arme ließ, da sah er zum ersten Male, daß sie schön war wie keine im Dorfe hier. Und als sie nach seiner



Hand griff und die Linke leer fand, da stand nicht Schreck noch billiges Mit-leiden in ihren Augen, sondern nur noch wärmerer Dank und ein stärkeres Vertrauen.

Henning Ohm heiratete die Maria von der „Preziosa“, die Eltern, Heimat, Hab und Gut an jenem Tag verloren hatte. Wenn aber Maria mit ihm auf der Bank vor dem Häuschen saß und sich bei ihm darüber beklagte, daß sie arm wie eine Kirchenmaus in dieses Haus gekommen, dann legte er den Arm fester um sie und sagte: „Du hast mir außer dich selbst mehr mitgebracht, als eines reichen Bauern Tochter mit Haus und Hof, du hast mich selbst mir wiedergegeben.“ Und Maria fühlte, was ihr Mann damit sagen wollte, und lehnte sich fester an ihn. Sein Sichwiederfinden war ihr Liebe und Heimat geworden.

Winter- landschaft

Don Franz Lommatsch

Weisse endlose Flächen,
soweit auch das Auge schaut.
Eis auf Strom und Bächen -
und nirgends ein Laut.
Vom hohen Schnee bedeckt
die Wälder
und Felder

schlafen, bis der Frühling sie weckt. -
Sie schlafen so still,
sie schlafen so tief,
daß wohl keiner,
der je sie rief
und sie zum Erwachen beschwor,
ihre Stimme - das Echo - hörte.

Vorgeschichtliche Arbeit im Grenzkreise Bütow

Daß unsere pommerische Heimat seit dem unglücklichen Kriegsausgang Grenzprovinz gegen Polen ist, davon merkt man im allgemeinen in Stettin wenig und in Greifswald noch weniger. Kommt man aber ins östliche Hinterpommern, dann treten einem auf Schritt und Tritt Grenzlandnöte und Grenzlandaufgaben entgegen, dann merkt man erst, was für Schwierigkeiten wirtschaftlicher und kultureller Art die unselige Grenzziehung von 1920 für die betroffenen Landesteile im Gefolge gehabt hat. Jeder Primaner einer höheren Lehranstalt Pommerns, jeder Student der pommerischen Landesuniversität in Greifswald, ja, jeder Heranwachsende sollte deshalb einmal in die Grenzgebiete geführt werden, um mit eigenen Augen die Nöte der Grenzlandbevölkerung zu sehen und einen bleibenden Eindruck vom Ostlandschicksal mit nach Hause zu nehmen.

Es war der Gedanke führender Stellen der Heimat, die Arbeit der pommerischen Landesuniversität Greifswald nach Ostpommern hineinzutragen, und zwar sollte zunächst der entlegenste und bisher am wenigsten beachtete Grenzkreis bearbeitet werden: der Kreis Bütow. Das erste Universitätsinstitut, das diesen Gedanken in die Tat umsetzen konnte, war das Vorgeschichtliche Seminar in Greifswald.

Mancher mag hier wohl verwundert fragen, was denn die Vorgeschichte mit Grenzlandfragen zu tun hat; es mag für den Kreis Bütow ziemlich belanglos scheinen, ob in seinem Kreisheimatmuseum ein Duzend Urnen mehr oder weniger stehen, und doch ist die Erforschung der Vorgeschichte gerade der Grenzgebiete gegen Polen von ganz besonderer Wichtigkeit. Von der Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends bis um 500 v. Chr., also rund 1000 Jahre lang, haben wir in ganz Ostdeutschland eine Kultur, die nach der Stelle ihrer erstmaligen Beobachtung als „Laußitzer Kultur“ bezeichnet wird. Sie zeichnet sich durch umfangreiche Gräberfelder mit einer unglaublichen Fülle schönen und geschmackvollen Tongeschirrs aus, das sich in Form und Verzierung der Tongefäße deutlich von den Nachbarkulturen, vor allem der germanischen, abhebt. Die Tatsache, daß wir die Träger dieser Kultur nicht mit einem Volksnamen belegen

können (die Mehrzahl der deutschen Forscher hält sie, nach Kossinnas Vorgang, für Illyrer), haben sich nun einzelne polnische Vorgeschichtsforscher unter Führung des Posener Professors Kostrzewski zunutze gemacht und behaupten, die Träger der Laußitzer Kultur seien die Urslaven, die ununterbrochen von der Bronzezeit an bis ins 12. nachchristliche Jahrhundert in Ostdeutschland gesessen hätten, nur zeitweilig unter drückender



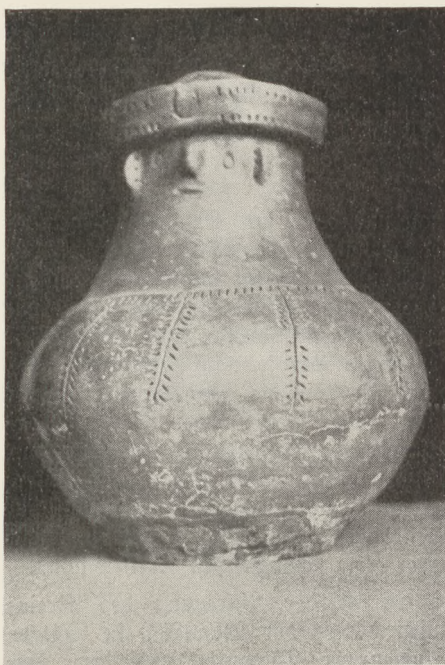
Tüllenbeil der jüngeren Bronzezeit von Moddrow

Gewaltherrschaft ostgermanischer Stämme. Es versteht sich von selbst, daß die polnischen Forscher damit nicht eine rein wissenschaftliche These aufstellen wollen, sondern politische Folgerungen daraus ziehen. Und was in kritischen Zeiten solche „wissenschaftlichen“ Beweisgründe bedeuten können, haben wir 1919 zu unserm Schaden gemerkt. Die deutsche Vorgeschichtsforschung unter Führung des Königsberger Universitätsprofessors von R i c h t h o f e n hat zwar die Haltlosigkeit der polnischen Beweisgründe für den slavischen Charakter der Laußitzer Kultur vielfach nachgewiesen, ohne daß die Posener Schule deshalb ihre Auffassung änderte. Ihren kulturpolitisch begründeten Anschauungen kann

man nur dann mit Erfolg entgegentreten, wenn man den Nachweis führt, daß die Laußitzer Kultur auf ostpommerischem Boden nicht vertreten ist oder ihn nur vorübergehend berührt hat. Gerade für den Kreis Bütow, nach dem Polen 1919 besonders stark die Hand ausstreckte, war daher die Erforschung seiner Vorgeschichte von besonderer Bedeutung, um so mehr, als dieser Kreis, was unsere Kenntnis von seiner vorgeschichtlichen Besiedlung anbetrifft, an letzter Stelle unter allen pommerischen Kreisen stand.

Es ist der Anregung des Kreis-kulturwartes der NSDAP in Bütow, Studienrats Winguth, und den Bemühungen des Landesleiters des Bundes Deutscher Osten, Studiendirektors Dr. Schmidt in Pasewalk, zu danken, daß der Plan einer vierzehntägigen Vorreife und Bearbeitung des Kreisgebietes von Mitgliedern des Vorgeschichtlichen Seminars durchgeführt werden konnte. Die dazu erforderlichen Geldmittel bewilligte der NS-Lehrerbund Pommern und der Landrat des Kreises Bütow, der auch kostenlose Unterbringung und Verpflegung der sechs Studenten auf der Jugendburg Bütow ermöglichte. Vorbereitet war die Arbeit durch den Kreisobmann des NS-Lehrerbundes Bütow, Schulrat Dr. Gruschinske, der durch eine Umfrage in der Lehrerschaft des Kreises Meldungen von vorgeschichtlichen Funden in Schulsammlungen angefordert hatte, die in überraschend großer Zahl eingingen. Diesen Meldungen sind wir dann nachgegangen, haben nach Bedarf an den Fundstellen gegraben, durch Umfragen vorgeschichtliche Funde im Besitz von Privatleuten in Stadt und Land aufgestöbert und damit eine unerwartete Menge von wichtigen wissenschaftlichen Aufschlüssen gewonnen.

Um das Interesse für die Vorgeschichte der Heimat zu wecken, haben wir Lichtbildervorträge vor NS-Lehrerbund und Arbeitsdienst, den Oberklassen der Bütower Schulen und den Grenzlandreferenten der HJ Pommerns, die gerade in Bütow tagten, gehalten. Der Erfolg dieser Aufklärungsarbeit war erfreulich: überall, wohin wir kamen, fanden wir bei Lehrern und Schülern, bei Bauern wie Arbeitern verständnisvolles Entgegenkommen und vielfach große Be-



Gesichtsurne aus dem Kreise Bütow

reitwilligkeit, die Funde ans Bütower Heimatmuseum abzugeben und so der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen. Auf allen Fahrten und Ausgrabungen war der neuernannte Kreispfleger für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer, Lehrer Liezkau, dabei, häufig auch der Kreis-
schulrat und Führer des Arbeitsdienstes.

Das Ergebnis unserer Arbeit zeigt, daß von einer Siedlungsleere im Kreisgebiet für die vorgeschichtliche Zeit nicht gesprochen werden kann, daß vielmehr zu gewissen Zeiten eine recht dichte Besiedlung anzunehmen ist. Im Gegensatz zu anderen pommerschen Kreisen sind allerdings steinzeitliche Funde in nur geringer Zahl bekannt; trotz systematischen Absuchens „verdächtiger“ Stellen gelang es uns nur, ein paar kleine unbedeutende Feuersteingeräte zu finden, die möglicherweise noch der Mittelsteinzeit (vor 2500 v. Chr.) angehören. Noch seltener waren bisher Besiedlungsspuren aus der Bronzezeit; nur ein kleines Bronzeschwert und eine Schmucknadel mit spiralig aufgerolltem Kopf, beide aus der mittleren Bronzezeit (um 1200 v. Chr.), bei Guskow gefunden, barg das Bütower Museum, während ein frühes Bronzebeil von Strussow, ein Tüllenbeil der jüngeren Bronzezeit aus Bütow selbst und eine Lanzenspitze aus Kroßnow im Stettiner Museum liegen. Jetzt gelang es uns, ein zweites Tüllenbeil von Moddrow im Privatbesitz aufzutreiben (s. Abb.), außerdem eine große Anzahl (über 100) von Steinhügelgräbern in den großen Staatsforsten von Massowitz und Zerrin, die zeigen, daß auch der

unfruchtbare südliche Teil des Kreises in der Bronzezeit bewohnt war. Die jüngere Bronzezeit ist die Zeit des ersten Vorrückens der Germanen von Vorpommern aus nach Osten, und die Formen der Bronzegeräte aus dem nördlichen, fruchtbareren Teil des Kreises sprechen dafür, daß Germanen damals hier wohnten; die Steinhügelgräber dürften der vorgermanischen, aber wohl indogermanischen Bevölkerung angehören, die seit der Jungsteinzeit in Ostpommern siedelte. Darüber wird erst eine genauere Erforschung dieser Steinhügel Aufschluß geben.

Die erste germanische Kolonialbevölkerung hat im Gebiet der Weichselmündung und den angrenzenden ostpommerschen Landstrichen eine eigenartige Sonderkultur entwickelt, die man als „Gesichtsurnenkultur“ bezeichnet. In Steinkisten von 1,50 Meter Länge und 60 bis 70 Zentimeter Breite, gebildet aus flachen Steinplatten, stehen die Urnen, häufig mehrere in einem Grabe, mit ihren Beigefäßen. Die Urnen tragen Gesichtsdarstellungen, Nase, Ohren, Augen, Mund eingeritzt oder plastisch aufgesetzt (s. Abb.) und sind mit einem mühenartigen Deckel geschlossen. Ihr Inneres birgt den Leichenbrand und kleine durchglühte Bronzesachen, meist Reste von Ohrringen, kleine Kalksteinperlen u. a. In der späteren Entwicklung verschwinden die Gesichtsdarstellungen, und nur der Mühendekel bleibt. Die spätesten Gefäße dieser Kultur, die von 800 v. Chr. bis weit über die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends herunterreicht, zeigen abgerundete, unegliederte Formen mit einfacher Verzierung (s. Abb.). Die germanische Gesichtsurnenkultur mit ihren kennzeichnenden Stein-

kisten ist nun im Kreise Bütow außerordentlich stark vertreten. Wir konnten sie in zwölf Ortschaften des Kreises nachweisen, so daß es kaum ein Dorf des Kreises gibt, von dessen Feldmark nicht ein oder mehrere Steinkistenfunde bekannt sind. Nur in einem Falle (Guskow) zeigte der Inhalt einer Steinkiste Anklänge an die Lausitzer Keramik, aber wie die Grabform erweist, ist auch dieses Grab germanisch. Sonst war von der Lausitzer Kultur nicht die geringste Spur zu entdecken, und das kann bei den etwa 30 Tongefäßen, die wir in den 14 Tagen geborgen haben, kein Zufall sein: die Lausitzer sind eben in den Kreis Bütow nicht vorgedrungen!

Aus den letzten drei Jahrhunderten v. Chr. fehlen bisher Funde ganz. Vielleicht haben Nachkommen der Gesichtsurnenleute noch in spärlichen Resten das Land innegehabt, bis der ostgermanische Stamm der Rugier, der mit den Burgundern etwa um 150 v. Chr. in Ostpommern erscheint, auch dieses abgelegene Stück Landes besetzte. Aus den ersten drei Jahrhunderten n. Chr. waren nur ein paar Bronzeschmucksachen, ein Armband und eine Gewandnadel sowie ein Sporn aus der Gegend um Born-tuchen und von Guskow in das Stettiner Museum gelangt, und das Bütower Heimatmuseum hatte weitere drei Gewandnadeln erhalten; wir haben bei Guskow zwei Urnengräber ausgegraben und den Inhalt eines weiteren Grabes mit Bronzefibel von einem Schuljungen erhalten und können nun nach Form und Verzierung der Gefäße die Vermutung aussprechen, daß diese Leute dem ostgermanischen Stamm der Rugier angehörten. Andere keramische Funde aller-



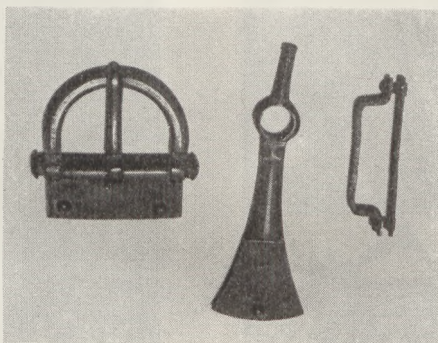
Späte Steinkistenfunde von Zerrin

dings, die wir in Kl. Pomeiske und Moddrow (s. Abb.) auftrieben, zeigen bisher ganz unbekannte Formen und Verzierungen; die Urne von Kl. Pomeiske ist mit Zickzackbändern auf der Schulter verziert, die vielleicht aus den hängenden Dreiecken entstanden sind, mit denen eine Urne des 3. Jahrh. n. Chr., ebenfalls von Moddrow (Sammlung Herr-Bütow), verziert ist. Ähnliche Verzierungen kommen sonst vereinzelt in der Grenzmark (Museum Schneidemühl) vor.

Im Gegensatz zu diesen zahlreichen germanischen Funden sind die aus der slavischen Besiedlungsepoche des Kreises auffallend spärlich. Die ältesten slavischen Reste, ein paar Scherben, gehören dem 10. Jahrhundert an; sie stammen aus der Umgebung des Schloßberges von Carls-
thal bei Bütow, eines slavischen Burg-
wall'es, der nach Ausweis der Scherben-
funde der spätslavischen Zeit, dem 11.
oder 12. Jahrhundert angehört, ebenso
wie der Schloßberg bei Bornstücken.
Beide sind nicht etwa gegen die Deut-
schen, sondern gegen die polnischen Nach-

barn angelegt, deren Einfälle in Pom-
mern das Land verwüsteten und entvöl-
kerten. Darauf wird wohl die geringe
Zahl slavischer Funde im Kreise zurück-
gehen; wir haben nämlich nur noch in
Neckow und Kl. Pomeiske Bruchstücke
von spätslavischen Töpfen aufgespürt —
Das ist alles!

Urne mit Beigaben von Moddrow.
3. Jahrhundert n. Chr.



Als im 12. und 13. Jahrhundert die
Deutschen wieder ins Land einströmten,
da kamen sie in uraltes germanisches
Siedlungsgebiet, das nur vorübergehend
ein paar Jahrhunderte in slavischem
Besitz gewesen war. Heute ist dafür
gesorgt, daß das Land Bütow niemals
mehr dem Deutschtum entfremdet wird.



Up Nägenteinhunnertsoßundörtig! Von Fritz Dittmer

Dat junge Soßundörtig stiggt
ut Düsternis mit hellen Licht.
In't Land liggt still de junge Saat,
still wägt dat Schicksal kamen' Daat!

Up kamen' Daat un Saatenkurn
dor lur'n ok Netteln all un Durn!
Denn Unkrut, dat makt gien tonicht.
wat froh de Sünn weckt mit eer Licht.

So was dat all so männig Jaar,
up Lust kümmt Leid, up Freud' Gefaar,
Doch kamen Sorgen, Not un Last, —
Dütschland! Din Mann an't Stü'r steit fast!

Wi gröten di, du junget Licht!
Jenst is uns' Arbeit, irnst uns' Pflicht!
Uns' Führer stür' mit faste Hand
dörch't nige Jaar uns' Vadderland!

Um alte Kirchen auf Rügen



Poßeritz liegt an der Bahnlinie und der Hauptstraße, die von Putbus etwa parallel mit der südlichen Küste der Insel Rügen nach Altefähr (gegenüber von Stralsund) führt. Das Pfarrdorf fällt durch die hochgelegene und ebenso schöne wie alte Kirche auf, in deren violett verwittertem Backstein auffallend kühne und originelle helle gotische Blenden überraschen. Dies gilt besonders für den überaus glücklich geformten Turm.



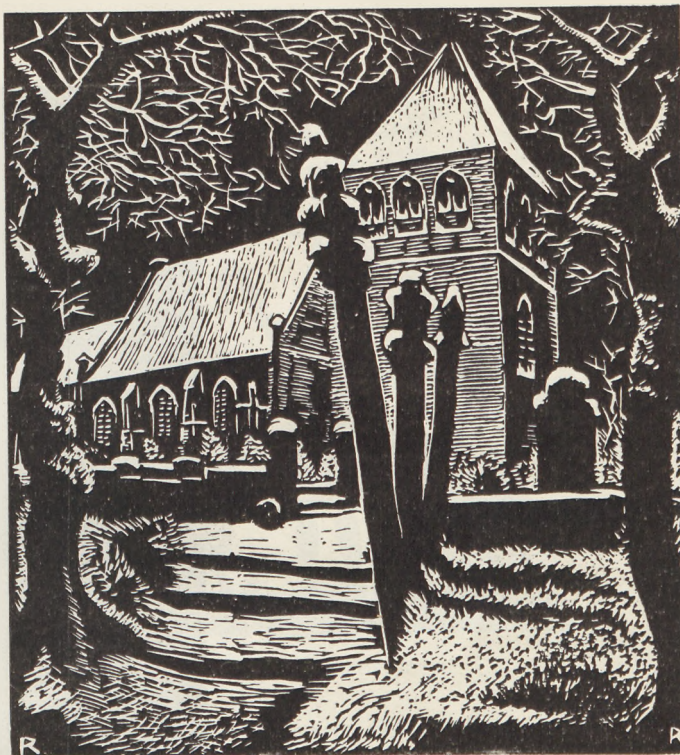
Middelhagen liegt auf dem südöstlichsten Zipfel Rügens. Dieser Teil gehörte in alter Zeit dem Kloster Eldena bei Greifswald und war gegen das übrige Rügen, gegen die Granitz, mit Wall und Hecke abgesperrt: es war eben das „Mönchsgut“. Der Name ist geblieben. Auch die Eigenart, die sich noch in der eigenen Fischertracht beweist. Die Kirche ist ein spätgotischer Ziegelbau aus dem Jahre 1500 und birgt eine Anzahl Kunstschätze. Middelhagen war früher der Hauptort dieses „Mönchsgutes“.

Wiek, auf der Halbinsel Wittow, dem nördlichsten Teil der Insel Rügen, verdankt seiner freundlichen Lage den lebhaften Besuch von Seglern und Badegästen. Still träumt die alte gotische Kirche von den alten Zeiten und von ihrem schönen und großen hölzernen Ritter St. Georg, der nun im Museum in Stralsund gezeigt wird.



Garz, im südlichen Teil der Insel Rügen war in früheren Zeiten ein bedeutender Handelsplatz, aber auch als kultischer Mittelpunkt muß es in der vorchristlichen Zeit eine Rolle gespielt haben: denn die Ausmaße der Burg- und Tempelwälle sind größer als sonst irgendwo auf der Insel. Daß aber auch die spätere christliche Kultur sich hier ein Denkmal setzte, lassen die wuchtigen, harmonischen Maße der spätgotischen Pfarrkirche erkennen. Auf dem Bilde sehen wir ungewöhnliche Zwischendinge von Monolithen und Totenbretteln aus dem XVIII. Jahrhundert.

Bobbin (unteres Bild) liegt auf dem Jasmund, dem wälder- und schluchtenreichen „Vorgebirge“, das an der nördöstlichen Flanke von Rügen wie eine Qualle hängt. Aus dieser Gegend soll der Knecht Störtebecker entlaufen sein, nachdem er zwei Vogtleuten die Köpfe zu hart aneinander geschlagen hatte. Das Schloß, das wir auf dem von der Kirchhofmauer geschauten Bild genau im Blickpunkt sehen, ist Spyker, vom Feldmarschall Graf Gustav Wrangel erbaut, viertürmig, hochkant gestellt und von düsterer Sage umwispert.

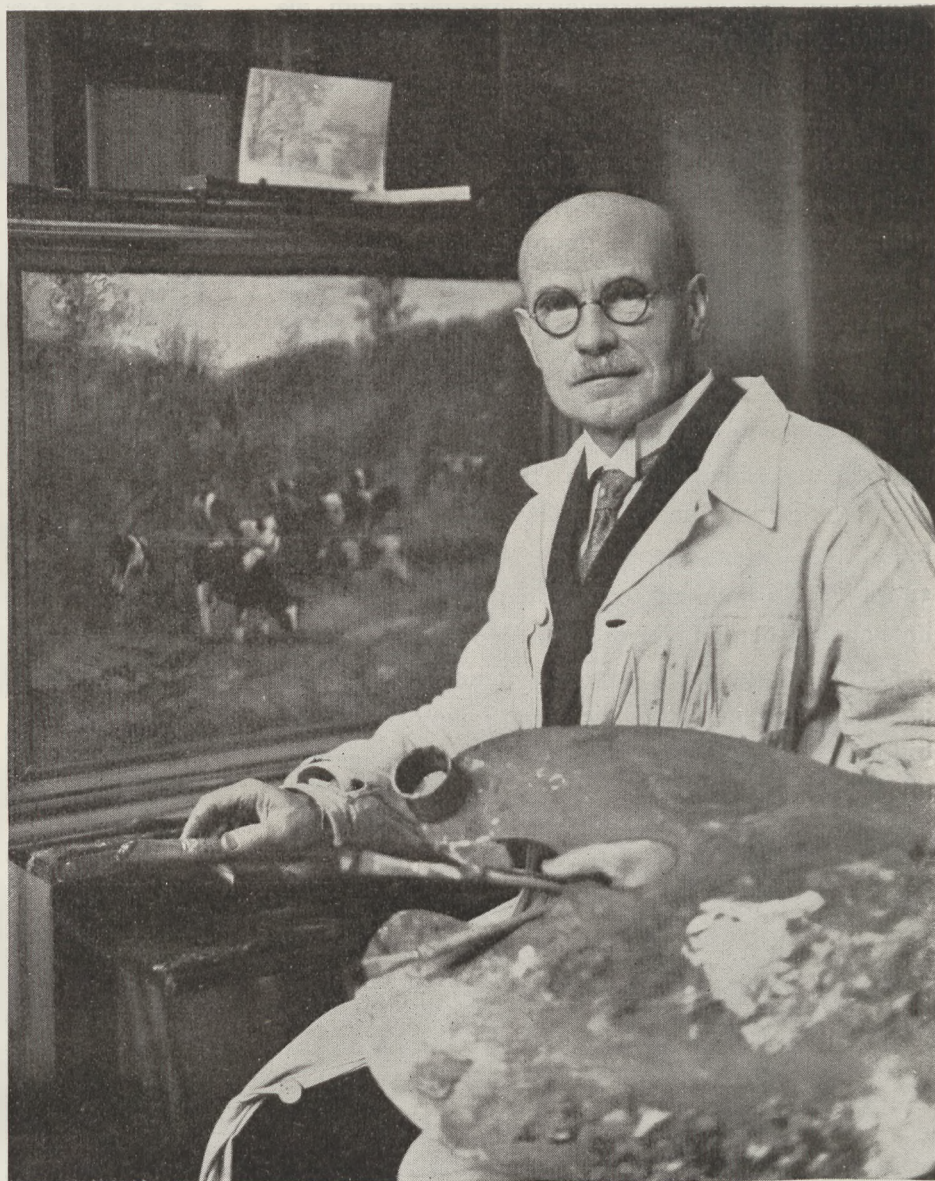


Original Linolschnitte von Ragimund Reimefch



Der Maler Otto Wiedemann †

Von Walter Schröder



Der Künstler in seiner Werkstatt

Am 30. Oktober starb an den Folgen eines Unglücksfalles der Berliner Maler und Meister des Scherenschnitts, Otto Wiedemann, unser Landsmann, ein gebürtiger Greifswalder. Er hatte in einem Wildpark bei Hannover ein Tierbild gerade vollendet, als er plötzlich von einem Wildschwein überrascht und schwer verletzt wurde.

Wiedemanns Name ist leider in seiner Heimat Pommern nicht so bekannt, wie er es verdient hätte. Aber der große Künstler war ein stiller und bescheidener, echt niederdeutscher Mann, der wohl von seinem Können überzeugt war, doch aus seiner Person nichts machte. Am liebsten streifte er draußen in Gottes freier Natur durch Wiesen und Wälder, freute sich an Blumen und Sträuchern und lauschte den Tieren, um dann alles in herrlichen Bildern festzuhalten.

Wiedemann hat sehr viele Bilder gemalt. Wer auch nur einen flüchtigen Blick in seine Werkstatt wirft, staunt über die Zahl seiner Werke. Es ist fast, als habe er es unbewußt gefühlt, daß er sich mit seinem Schaffen auf Erden beilegen müsse. Dabei war Wiedemann durchaus kein einseitiger Maler. Er beherrschte viele Gebiete, obwohl er sich von vornherein für einen begrenzten Bezirk im weiten Reiche der Kunst entschieden hatte. Der Nord- und Niederdeutsche liebte ganz besonders die Tiere — noch sein letztes Bild ist ein Tierstück. Am liebsten malte er sie in engster Verbindung mit der Landschaft. So kehren Pferde, Kühe, Schafe, Rehe, Ziegen, Hunde, Hühner immer wieder auf seinen Bildern, und zwar in den aller verschiedensten Motiven. Aber immer sind diese Motive echt und wahr und immer steckt

Leben in den Bildern. Diese große Sicherheit im Tiermalen, vor allem auch das Auswählen der rechten Bewegungsmomente hatte er seinen großen Lehrern, den Professoren Meyerheim in Berlin und Zügel in München, abgelauscht. Er war immer stolz darauf, gerade bei Meyerheim zwölf Semester studiert zu haben.

Neben den Tieren malte der Verstorbene auch Blumen oft und gern. Leuchtende Farben hatten es ihm besonders angetan. So entstanden wichtige Blumenstücke von seiner Meisterhand. Man hat sie wiederholt in Berliner Ausstellungen bewundert. Allen Bildern Wiedemanns kam es zugute, daß er ein hervorragender Zeichner war. Seine Bilder sind immer naturwahr, doch keineswegs langweilig. Im Gegenteil, eine reiche Phantasie war dem Künstler zu eigen. Sein Schaffen ist



Anna Pawlowa im Pas de trois



Kleine Tierfreundin

schönste und echte Kunst, um so mehr, als Wiedemann auch die Gesetze der Perspektive und Komposition nie verletzte, sondern spielend und sicher beherrschte.

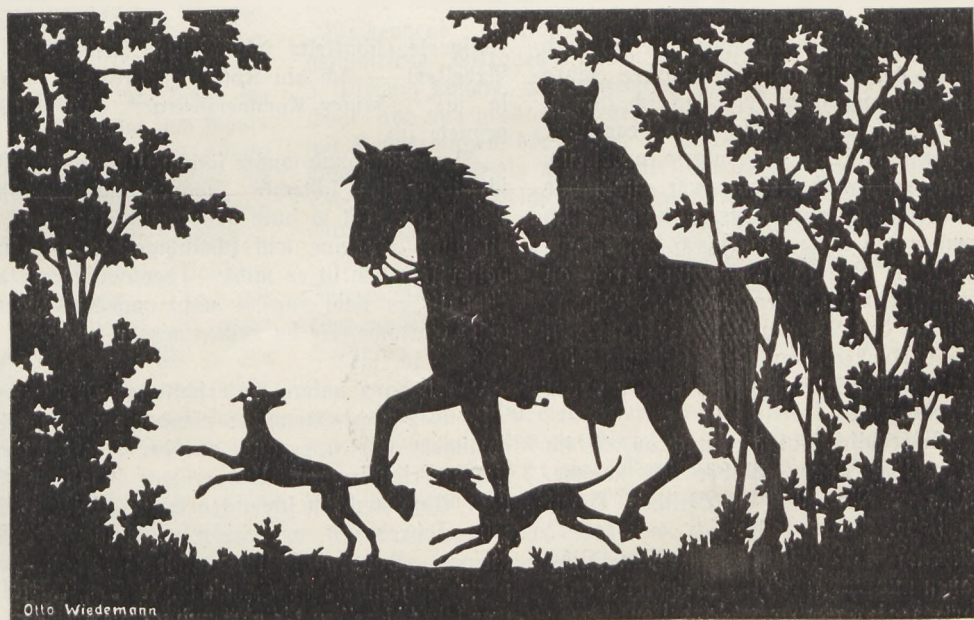
Das zeigt sich vor allem auf dem Gebiete seines künstlerischen Schaffens, auf dem er in besonderer Weise ein Meister und Bahnbrecher sein dürfte, im Scherenschnitt. Schon als kleiner Knabe hatte er gern Bilder mit der Schere ausgeschnitten, doch war diese Liebhaberei dann zeichnerischen und malerischen Studien gewichen. Ungefähr seit dem Jahre 1909 hatte er die alte Vorliebe wieder aufgenommen. Er wollte hier bewußt Hervorragendes schaffen. Es ist ihm voll gelungen — auf diesem Gebiete war er der anerkannteste Meister, dessen Name fortan neben einem Paul Konewka und

Fröhlich genannt werden muß. Ist es übrigens nicht seltsam, daß auch Konewka und Fröhlich Vorpommern waren, Konewka ebenfalls ein Greifswalder und Fröhlich ein Stralsunder? Wiedemann wußte den Grund, warum auch sie gerade im Scherenschnitt Besonderes leisteten. Wir im Norden sehen, so erklärte er es mir einmal, alles ohne Hintergrund, eben als Silhouette. Daher wird eines Künstlers Auge bei uns von Jugend auf im Schauen der Linien und Umrisse gerichtet und geweckt.

Wir nennen diese Kunst des Scherenschnittes auch Silhouettenkunst, nach dem wegen seiner Knaufrigkeit gehalten Finanzminister Ludwigs XV., Etienne de Silhouette, der von 1709 bis 1779 lebte. Er liebte solche Bilder sehr und soll sich

sein ganzes Schloß in der Nähe von Paris damit geschmückt haben. Da war der Spott der Pariser Gesellschaft sofort zur Hand und prägte für diese Armseligkeiten den Namen Silhouetterie, der dann später der Ehrenname werden sollte. Freilich wurde damals das Bild anders gewonnen wie heute. Es wurde der durch das Licht auf eine weiße Fläche geworfene Schatten einfach umrissen. So gewann man den Umriss von dem, zu dem dieser Schatten gehörte. Nachher konnte man ihn mittels eines Apparates nach Belieben vergrößern oder verkleinern, und den Raum innerhalb der schwarzen Linien färbte man schwarz.

Heute dagegen werden die Bilder aus der freien Hand mit der Schere geschnitten. Heute erst ist es wirkliche Kunst.



Der Alte Fröh

Otto Wiedemann



Scherenschnitt:
Dr. Peter Raabe
am Dirigentenpult

Wiedemann kam dabei seine hervorragende Zeichenkunst ganz besonders zustatten. Bevor er den Scherenschnitt herstellte, machte er meist noch ein oder mehrere Zeichnungen nach der Natur, dann brachte er den Schattenriß auf die Rückseite des schwarzen Silhouettenpapiers, und nun erst nahm er die Schere, die jeder, auch der feinsten Bewegung

gehorchte, und schnitt, wie er scherzend zu sagen pflegte, nur alles weg, was nicht dazu gehörte. So sind die meisten der Wiedemannschen Scherenschnitte entstanden. Ihre Zahl ist besonders groß, noch sehr viel größer als die seiner Ölgemälde, Aquarelle und Zeichnungen. Von den Scherenschnitten sind hier einige Proben wiedergegeben. Wiedemann hat ganze

Gruppen von Schattenbildern gesammelt. So hat er z. B. aus Liebe zur Musik die bedeutendsten Musiker aller Länder, die in Berlin konzertierten, in Scherenschnitten dargestellt. Die Bilder tragen in jedem Fall die Unterschrift des betreffenden Künstlers. Zumeist mußten die Bilder im Laufe eines Abends fertiggestellt werden. In seiner letzten Lebenszeit war Wiedemann damit beschäftigt, seine Sammlung der bildenden Künstler zu vervollständigen. Daneben liebte er auch auf diesem Gebiete alles, was mit der Bewegung zu tun hatte. Es kam ihm darauf an, aus den unendlichen Möglichkeiten den richtigen Augenblick zu erfassen. Zahlreich sind daher die Bilder von Tänzern und Tänzerinnen. Auch die Kinder beim Spiel vermochte er lebendig festzuhalten. Oft hat er Kinder und Tiere auf den Bildern vereinigt. Überhaupt war das ungezwungene Zusammenarbeiten von Figurenbeiwerk eine Vorliebe und Stärke des Künstlers.

Fast 66 Jahre war Otto Wiedemann alt, als ihn das tragische Geschick mitten aus seinem Schaffen riß. Die Pommern in Berlin trauern um den Tod eines Landsmannes, eines echten Niederdeutschen, der seine vorpommersche Muttersprache über alles liebte. Die Heimatprovinz aber hat an Otto Wiedemann einen ihrer großen Künstler verloren. Have pia anima.

Der Vagabund kehrt heim

Erzählung von Odo Ritter

Den alten Vagabunden sehe ich noch immer vor mir, obwohl mehrere Jahre ins Land gegangen sind, seit ich ihm in einer einsamen Feldscheune begegnete. Damals wanderte ich, hungrig, arbeitend, manchmal fast bettelnd, quer durch das Seengebiet Ostpommerns, atmete täglich trunken den ureigenen Hauch dieser harmonischen Landschaft — und traf an einem sommerwarmen Abend Ferdinand Steinke, den Vagabunden. Er hockte in sich versunken vor der Scheune, die Hände in den ungepflegten Graubart vergraben.

Mißtrauisch blickte er mich an, als ich neben ihm stand. Woher ich komme, fragte er. Aus Berlin. Welchen Beruf ich habe. Was sollte ich antworten? Student? — Nein, das hätte sein Mißtrauen nur noch erhöht. „Arbeiter“, antwortete ich daher. „Arbeiter?“ Er

räusperte, schüttelte den Kopf. „Feiner Arbeiter! — Ich bin Kommerzienrat — ja, ja!“ „Feiner Kommerzienrat!“ entgegnete ich.

Der Vagabund mußte lachen. Und als ich ihm eine schlechte Zigarre anbot, meinte er: „Ist ja auch ganz gleich, was du bist. Der eine will schmutziger Arbeiter sein und ist es nicht — der andere aber ist es und mag es nicht zugeben! Eine Tatsache, die du immer wieder findest — ja, ja!“

So begann unsere Unterhaltung. Der Alte war nicht dumm, er plauderte aus ehrlichem Herzen heraus, aus der Kraft tiefer Erinnerungen. Und er war längst kein Vagabund im schlechten Sinne. Seit zehn Jahren erst, vertrieben von seinem kleinen Bauernhof im alten Westpreußen, schnürte er Sommer für Sommer sein bescheiden Bündel und wanderte.

Das Blut trieb ihn, das Blut wollte den Hauch der Heimat spüren. Tränen standen ihm in den Augen, als er mir dies erzählte.

„In acht Tagen bin ich an der Grenze. Dann schaue ich von einem Moränenhügel die Heimat. Sie liegt so greifbar nahe — und ich kann sie nicht betreten, niemals mehr!“

Heimweh! Wie oft wird dieses Wort unbedacht gesprochen! Damals in der Scheune erfüllte ich seine Schwere.

Das Blut wollte heim — das Blut eines alten Mannes!

Der Vagabund schwieg, und schweigend ging er in die Scheune —

Lange schon hatten wir uns eine gute Nacht gewünscht, als der Alte plötzlich nach meiner Hand griff. Erschreckt richtete ich mich auf. Aber ehe ich etwas zu sagen vermochte, sprach die müde Stimme: „Weißt du, ich habe gestern eine Mutter gesehen, eine alte und kranke Mutter. Die hatte auch Heimweh. Bei ihren drei Söhnen wollte sie sein, die ihr das Schicksal genommen. Die beiden ältesten waren in Rußland gefallen — der jüngste ver-

unglückte vor kurzer Zeit. Nun war sie allein, hatte niemanden mehr. Unterm Kreuz saß sie, an der Dorfstraße . . .“

Der Alte holte tief Atem. Und schwieg dann. Schließlich erhob er sich halb, und nun war es, als erzähle er nur sich selbst: „Eine arme Mutter! Ihr Jüngster hatte das Holzkreuz geschnitzt. Wuchtig ragte es empor, über einem schweren Holzquader. Und der zeigte mit allem Schmerz den Körper eines sterbenden Kriegers, dessen Haupt eine Mutter in ihren Armen hielt. Güte, Liebe, Ergebung und Opfer leuchteten in ihrem Gesicht — —. Diese Mutter saß neben mir, der Sterbende war ihr ältester Sohn.“

Die letzten Worte sprach er sehr leise, während er sich ins Stroh zurücklegte. Seltsam, mußte ich denken, daß dieses Erlebnis den Alten so tief beeindruckte, daß er noch jetzt, in der Nacht, davon ergriffen war. Seltsamer noch, daß auch mich nun die kurze Schilderung irgendwie aufwühlte. Ich formte mir den Ausdruck

des Reliefs, sah die trauernde Mutter, die es dorthin zog, wo sie ihre Söhne wußte — die ganze Schauerlichkeit des Großen Krieges drang mir plötzlich ins Bewußtsein, aber auch das viele und edle Heldentum, das sich in ihm offenbarte. Lange lag ich so, der Schlaf war geflohen, ich grübelte. Wie Ferdinand Steinke, der bismeil Unverständliches vor sich hin murmelte, sich unruhig von einer zur anderen Seite wälzte, bis er, als das junge Morgenhell durch die Ritzen der Bretterwände zu sehen war, kurz entschlossen aufstand, sein Bündel über die Schulter nahm und die Scheune verließ. Ohne mir ein Wort des Abschieds zu sagen.

Ich ließ ihn ziehen, den Alten, den das Heimweh so sehr gepackt hatte. Und ließ mich eine Zeitlang noch von wirren Träumen narren — —

Etwa vier Wochen später wanderte ich die Grenze Ostpommerns südwärts entlang. Den Bauern half ich bei der Ernte, wenn man mich einige Tage ge-

brauchen konnte, verdiente dadurch so viel, daß ich nicht zu hungern brauchte, und hatte dann und wann das Glück, daß man mich mit wohlgefülltem Rucksack auf die Weiterreise schickte.

Wie das kleine Grenzdorf heißt, weiß ich heute nicht mehr: in seinem Gasthaus aber erfuhr ich zum letzten Male von Ferdinand Steinke. Auf dem Weiterberg, so erzählte mir ein Bauer, habe man den Vagabunden gefunden. Tot, der Arzt hatte Herzschlag festgestellt. Auf dem Kirchhof sei er beigesetzt worden. Das sei sein Wunsch gewesen, wie er ihn auf einem vergilbten Zettel bei sich trug. Nachdem ich von meiner Begegnung mit dem Alten berichtet und auch dem Pfarrer davon Mitteilung gemacht hatte, ging ich an das frische Grab.

Mit Feldblumen und jungem Tannen-grün schmückte ich es. Und stand da, vor dem schlichten Hügel, Schauer im Herzen und Dank, heißen Dank dafür, daß der, der da unten lag, mich das unendlich Hehre der Liebe zur Heimat gelehrt hatte.

„Renntierschinken“ vor 200 Jahren

Der neue Wirt im Segler-Hause war ein Schalk und der richtige Mann, den Kaufleuten und Alter-Leuten der Stadt zu bieten, was sie suchten: Abwechslung, Narreteien und all-hand Spaß. Und zu ihm paßte Jürgen Pabst, der trinkfrohe und allweil aufgelegte „Boy-Saltz-Händler“. Und heute, wo all die Kaufleute im Segler-Haus sich wieder zusammenfanden zum sogenannten Familientag, wo es stets lustig zuging, hatten beide etwas Besonderes geplant. Jürgen Pabst pfiß und sang schon tagelang vorher.

Der Festtag war da. An der breiten Doppeltür empfing der Segler-Wirt in grünlederner Schürze, auf der das Wappen der Stadt gestickt war, in weißen Hemdärmeln und den neuen Wirtspantoffeln, seine Gäste. Und Pabst, der beliebte Zeremonienmeister, führte sie zu den langen Tischen. Da saßen die „Raths-Herren“, die Alter-Leute, die Schiffseigner und Kaufleute und neben ihnen ihre Frauen in den neuesten Kleidern, reich mit Borden und Spitzen verbrämt und auf dem Kopf die breiten Seidenbänder, aus denen drei oder vier Straußensfedern steif nach oben standen und lustig nach allen Seiten wippten.

„Nichts wird heute wie sonst verübelt!“ sagte Pabst zu den Herrschaften, „hie allweg lustig Stittinum!“ — Und die Alter-Leute erwiderten: „Hie allseit frohen Alten-Stettin!“ Und der Wirt giente, daß ihm die Mundwinkel bis zu den riesigen Ohrklappen gingen, und Pabst lief hierhin und dahin, und die Gäste sagten sich Höflichkeiten, wie üblich, und lugten dann auf die Speistafel, die nach alter Sitte herumgetragen ward.

Und darauf war zu lesen, was es heute alles gab. Heute wurde gereicht: Antichovies oder nordische Sardellen, frischer Berger Lachs, Englisch recht frische Austers u. a. m. und als Delicata, so zum Nachtmahl zu erproben, weicher Renntierschinken. Das war etwas ganz Neues. Das machte

dem Segler-Haus alle Ehre. Wirklich, Pabst hatte sich selbst überboten, und mit dem Wirt mußte jeder zufrieden sein. Und zu trinken gab's neben dem guten, alten „Franken“, neu importierten Ungerschen Wein, auch „ächt Selker-Wasser“ und „variable Engelsch Doppel-Bier, die Boutteille vor 12 Gr.“.

Das Fest ward immer lustiger. Die Stadtmusici spielten, Reden wurden gehalten, manche Freundschaft erneuert, aber was besonders auffiel: jedes zweite Wort des Zeremonienmeisters Pabst war „Und nichts wird verübelt!“ — Und so hatte man ihm denn schon mehr als ein Duzendmal geantwortet: „Und nichts wird verübelt!“ —

Plötzlich ward es still. Die alte Segler-Glocke schlug dreimal und herein gebracht wurde auf großen silbernen Platten „Weizenbrod“, mit „Renntierschinken“, und darum lagen geschnittene „Citronen“, davon das Stück um diese Zeit 1 Gr. 3 Pfennig kostete. Ein allgemeines „Aaach!“ ging durch den Saal. Und nun probte man den Renntierschinken. Der eine tat's mit Kennerblicken, der andere bedächtig, der dritte mit spitzem Schnäuzchen und ein anderer mit schnalzender Zunge. Und das Lob über das Gereichte ward immer größer. Und siehe da, es ward noch einmal gereicht, zur Freude der Tafelrunde.

Als man sich satt in den Stühlen aalte, da fragte man den Jürgen Pabst, woher er die Delicata bezogen hätte? Und er ging zur Tür und rief: „Von die Boutique bey dem Schlächter-Scharren am langen Brücken-Thor!“ Und er verschwand.

Da wurde es den Damen gelb und grün vor Augen. Es war ein großes Durcheinander, ein Schelten, Lachen und auch ein Vivatrufen! Und mit dem Fest war es aus. Jeder wußte, daß er angeführt war. Denn die Boutique verkaufte das beste Pferdefleisch in Stettin.

Und so wurde das Wort des Rofschlächters wahr, der zu sagen pflegte: „Diemeil das Pferd ein Tier ist, so da rennet, wird niemand etwas dawider haben können, so er es nach seinem Sinn Renntierfleisch nennet.“

H. L.



Reichspommernbund

Vorsitzender

Lic. Walter Schröder,
Berlin-Röpenick,
Schloßstr. 17.

Schrift- und Kulturwart

Albert Stern,
Berlin-Röpenick
Apellstr. 35.

Rassenwart

Paul Gaffrey,
Berlin-Spandau,
Bahnhof Johannesstift.

Trachtenwart

Wilhelm Neise,
Berlin-Spandau,
Brunenwaldstr. 8.

Sinn und Bedeutung des Reichspommernbundes

Mancher wird fragen: Ist es denn heute noch zeitgemäß, von landsmannschaftlichen Vereinen zu sprechen? Warum schließt ihr euch überhaupt zu Landsmannschaften zusammen? Aus Liebe zur Heimat, sagt ihr? Was ist denn Heimat? Nun, Heimat ist Heimstatt, ist Haus und Hof, ist Wald und Feld, ist See und Sand. Ist Sitte und Brauchtum und eigengewachsene Art — ist Blut und Boden. Heimat ist dingliche und seelische Bindung an die Landschaft, in die wir hineingeboren sind, ist Bindung an ihr Volkstum.

Die dingliche Bindung an die heimische Landschaft ist durch den Aufenthalt in fremder Umgebung unterbrochen, nicht aber die seelische Bindung, weil sie Raum und Zeit überbrückt. Die dingliche Bindung kann nur durch häufige Reisen in die Heimat aufs neue gefestigt werden. Und wo sich immer Gelegenheit dazu bietet, wollen wir sie nützen. Die seelische Bindung aber tragen wir in uns und spüren den Drang, sie wahrzuhalten und zu stärken.

Durch Verweilen in fremder Landschaft mit dem ihr eigenen Volkstum hebt sich unsere Art erst ab, wird uns unsere Andersartigkeit erst bewußt. Und durch die bewußte Pflege unserer Art unterscheiden wir uns von den in der heimatischen Landschaft verbliebenen Landsleuten, die ihr Volkstum unbewußt leben. Echter Landsmannschafter kann demnach nur sein, wer in der Heimat geboren ist, sie innerlich erlebt hat und in der Fremde auf dieses Erlebnis nicht verzichten will. Deshalb kann auch der Nachwuchs immer nur aus den von der Heimat Abwesenden bestehen. Die Kinder der Landsmannschafter aber werden nur dann rechte Mitglieder der Landsmannschaften werden können, wenn die heimatische Art zu Hause bewußt gepflegt und die Heimat der Eltern stärker erlebt und geliebt wird als die Landschaft, in der die Kinder geboren sind.

Wirkliche Gegensätze zu ihrer Umwelt treten allein bei den Auslandsdeutschen auf, während es nur stammesmäßige Besonderheiten sind, wenn z. B. die Pommern in Mittel-, Süd- oder Westdeutschland an ihrer Art festhalten, weil wir ja alle deutschen Blutes sind und uns alle das Erlebnis der deutschen Volksgemeinschaft eint. Eine Tat des Führers ist gerade auch für die Landsmannschaften von ungeheurer Bedeutung, nämlich die, daß die politischen Grenzen der einzelnen deutschen Staaten und Stämme niedergerissen wurden. Erst dadurch ist die Gewähr dafür gegeben, daß sich nun alle Arbeit, alles Denken auf den einen Begriff Deutschland ausrichtet. Nun erst kann jeder Stamm durch die Pflege seiner Art zu der Mannigfaltigkeit deutschen Wesens beitragen, ohne befürchten zu müssen, daß von etwaigen Dunkelmännern die Besonderheiten des einen Stammes in Gegensätzlichkeiten zu den andern umgefälscht oder gar zu Quertreibereien mißbraucht werden können. Jetzt ist der Weg frei für die wahre Aufgabe der Landsmannschaften: Brücke zu sein zwischen der Heimat und den andern deutschen Stämmen! Und wäre wohl jemand geeigneter dazu als der, der die Fremde achtet und schätzt und die Heimat als unvergängliches Erlebnis in sich trägt? Oder, wie der für Vaterland und Freiheit in der Skagerrak-Schlacht gebliebene Dichter Gorch Fock einmal sagt: „Mit der Heimat im Herzen die Welt umfassen, mit der Welt vor Augen die Heimat liebend und bauend durchdringen.“

Das ist Sinn und Verpflichtung zugleich! Durch Geselligkeit allein — wie früher — unsere Aufgabe zu erfüllen, ist heute unmöglich geworden. Es muß damit zugleich eine Erweiterung

und Vertiefung unseres Wissens um Natur und Kunst, Geschichte und Geopolitik, Wissenschaft und Literatur, Wirtschaft und Verkehr unserer Heimat verbunden werden. Denn wie sollten wir andere für unsere Heimat begeistern können, wenn wir selbst von ihr nicht viel mehr wüßten als jene? Gerade in Pommern liegt ja nicht alles für die Bequemeren nur zum Nehmen da. Es will gesucht und erobert sein.

Die Landschaft wartet nicht mit Gigantischem auf; aber wir haben einige Ausblicke, die nirgendwo schöner sein könnten. Mit dem schwerfälligen und verschlossenen Pommern mögt ihr nichts zu tun haben? Bringt nur die richtige Saite in ihm zum Klingen, und ihr habt einen Freund fürs Leben gewonnen; Treue hat den Pommer von jeher ausgezeichnet. Wer kennt unsere Backsteindome, unsere Bauernhäuser und Schlösser? Gewiß, gern gebe ich zu, daß sie anderswo prächtiger und gefälliger sind; aber dann würden sie auch nicht zu uns passen. Bei uns mußte man mehr dauerhaft als schön bauen, denn unsere Vorfahren standen für das Deutschtum auf Vorposten. Manche großen Leute hat unsere Geschichte und Wissenschaft aufzuweisen, und unsere heimische Wirtschaft und besonders die Landwirtschaft ist für das Reich von Bedeutung.

Durch gemeinsame Fahrten in die Heimat, durch Vorträge, Bücher und Zeitschriften und vor allem durch wechselseitige, engste Zusammenarbeit zwischen Landsmannschaft und Heimat können wir unserer großen Aufgabe dienen. Denn gerade den von der Heimat ausgehenden Kräftestrom, den wir so stark in uns spüren, daß er unser Leben immer wieder in der mannigfaltigsten Weise bereichert, gilt es, heute in die richtige und zeitgemäße Form zu fassen.

Unter der bewährten Führung seines Leiters, des langjährigen Vorkämpfers für heimatische Art und bekannten plattdeutschen Dichters Walter Schröder, hat der Reichspommernbund diese Aufgabe tatkräftig angepackt und ist bemüht, sie auf jede Weise zu fördern. Wenn heute hier und dort noch Pommern im Reiche abseits stehen, so kommt auch darin nur pommersche Art zum Ausdruck, erst nach reiflichem Prüfen und Wägen sich für eine Sache zu entscheiden, um sich dann freilich mit ganzer Kraft dafür einzusetzen.

Wir werden nicht nachlassen, um diese Landsleute zu werben, und hoffen, daß sie recht bald den Weg zu uns finden. Nur mit dem geschlossenen Einsatz aller Pommern werden die Bestrebungen verwirklicht und die aufgezeigten Aufgaben erfüllt werden können. Darum: Pommern, rückt vor!

Albert Stern.

Landsmannschaft der Pommern in Eberswalde

Der Verein hielt am 22. November einen Heimatabend ab, der Fritz Reuter, dem Bahnbreher der plattdeutschen Sprache in der deutschen Literatur, gewidmet war. Nachdem der Vorsitzende Baier die Pommern und ihre „hochdeutschen“ Gäste begrüßt hatte, begann der Vorsitzende des Reichspommernbundes, Pastor Schröder-Berlin von Fritz Reuter zu erzählen. Er schilderte das Leben des vom Schicksal hart mitgenommenen, gottbegnadeten Dichters, der viele trostlose Jahre in Festungshaft zubrachte, um dann als Heimatdichter in seinen Werken die Schönheiten der plattdeutschen Sprache erstehen zu lassen. Was Reuter uns gerade heute sage, sei die Verwurzelung in der Heimat, aus der der Mensch immer wieder neue Kräfte schöpfe. Pastor Schröder

Vereinskalender für Januar 1936

2. Januar	Donnerstag	20 Uhr:	Verein der Rummelsburger (Hauptversammlung)	Berlin, Neue Grünstr. 28 (Bismarcksäle)
4. Januar	Sonnabend	20 Uhr:	Verein der Pommern zu Spandau (Hauptversammlung)	Spandau, Brunenwaldstr. 9 (Heidler)
4. Januar	Sonnabend	20¼ Uhr:	Pommernbund, Magdeburg (Hauptversammlung)	Magdeburg, Bergs Hotel
5. Januar	Sonntag	17 Uhr:	Landsmannschaft der Pommern, Potsdam (Monatsversammlung)	Potsdam, Hotel Königstadt
7. Januar	Dienstag	20 Uhr:	Ruppiner Pommernbund (Hauptversammlung)	Neuruppin, Bernaus Hotel
8. Januar	Mittwoch	20 Uhr:	Verein ehem. Jiddichower (Hauptversammlung)	Berlin, Brunnenstr. 140 (Hanka)
8. Januar	Mittwoch	20 Uhr:	Pommersche Landsmannschaft, Leipzig (Hauptversammlung)	Leipzig, Wintergartenstr. 14 (Hotel Fröhlich)
11. Januar	Sonnabend	20 Uhr:	Verein der Neustettiner (Hauptversammlung)	Charlottenburg, Tegeler Weg 108 (Cobejäger)
14. Januar	Dienstag	20 Uhr:	Verein von Uckermark und Umgegend (Monatsversammlung)	Berlin, Rosenthaler Str. 12 (Rosenthaler Hof)
15. Januar	Mittwoch	20 Uhr:	Verein der Büttower (Hauptversammlung)	Charlottenburg, Berliner Str. 61
15. Januar	Mittwoch	20 Uhr:	Verein der Stralsunder (Hauptversammlung)	Berlin, „Alter Frit“, Hochbahnhof Osthafen
18. Januar	Sonnabend	20 Uhr:	Landsmannschaft der Massower (Hauptversammlung)	Berlin, Rosenthaler Str. 40/41 (Hackescher Hof)
18. Januar	Sonnabend	20 Uhr:	Verein der Ripperwieser (Hauptversammlung)	Berlin W 30, Frankenstr. 12 (Kaulitz)
18. Januar	Sonnabend	20 Uhr:	Verein der Heimatfr. Kreis Greifenhagen (Maskenball)	Berlin, Brückenstr. 2 (Vogels Festsäle)
26. Januar	Sonntag	17 Uhr:	Heimatverein Köslin und Umgegend (Hauptversammlung)	Berlin, „Zum Einsiedler“ (unter Bahnübergang S-Bahnhof-Börje)

Vereinskalender für Februar 1936

1. Februar	Sonnabend	20 Uhr:	Pommernbund, Magdeburg (Trachten- und Heimatfest)	Magdeburg, Stadthalle
6. Februar	Donnerstag	20 Uhr:	Verein der Rummelsburger (Monatsversammlung)	Berlin, Neue Grünstr. 28 (Bismarcksäle)
9. Februar	Sonntag	18 Uhr:	Verein der Heimatfr. Kreis Greifenhagen (Hauptversammlung)	Berlin, Brunnenstr. 140 (Hanka)
22. Februar	Sonnabend	20 Uhr:	Verein der Ripperwieser (10. Stiftungsfest)	Berlin, Jüdiciinstr. 2/3 (Bockbrauerei)

brachte sodann „Päuschen und Niemels“ zum Vortrag und gab einige Proben von Reuters wunderbaren Naturschilderungen. Nach dem Schlußwort des Vorsitzenden und dem gemeinsamen Gesang des Pommernliedes, blieben die Pommern bei heiteren und ernsten Vorträgen einiger Landsmänner und bei lebhafter Unterhaltung in „pommerscher Muttersprache“ noch gemütlich zusammen.

Pommersche Landsmannschaft, Leipzig

Gegen 9 Uhr eröffnete unser Vorsitzende, Landsmann A. Gülzow, den Heimatabend und begrüßte alle Anwesenden herzlich. Hierauf wurde das Pommernlied gesungen und anschließend das Protokoll verlesen. Im geschäftlichen Teil verlas Landsmann A. Gülzow ein Schreiben vom Bundesvorsitzenden Landsmann Schröder, demzufolge ab 1. Januar das bisherige Nachrichtenblatt aufhören soll, Organ des R. P. B. zu sein. An dessen Stelle tritt das illustrierte Monatsheft „Das Bollwerk“. Gleichzeitig gab A. Gülzow bekannt, daß am 8. Januar unsere Generalversammlung stattfindet, zu welcher Landsmann Pastor Schröder sein Kommen zugesagt hat. Nach Verlesen einiger Postkartengrüße leitete A. Gülzow den Abend zum zweiten Teil, Adventsfeier, über. Um dieser Feier einen würdigen Ausdruck zu geben, waren die Tische mit Tannengrün und Lichtern geschmückt. Beim Scheine der Adventskerzen sprach Landsmann Pfarrer Post in kurzen Worten über die Bedeutung des Advents. Hierauf spielte unsere Hantkapelle Weihnachtsmelodien. Landsmann Kranz brachte, begleitet von den Klängen „Stille Nacht, Heilige Nacht“, eine Weihnachtsgeschichte aus der Gefangenschaft zu Gehör. Und dann ging's los! Juckklapp! Viele Pakete waren eingetroffen, und viel freudige Gesichter gab es. Zwei Mitglieder wurden neu aufgenommen und mit kräftigem Pommernheil begrüßt. Bei einem flotten Tänzchen vergnügten sich jung und alt, bis die Polizeistunde zum Aufbruch mahnte. Nächster Heimatabend: Am 8. Januar, Generalversammlung. In Anbetracht der Wichtigkeit der Sitzung und des Besuches von Landsmann Pastor Schröder sollte es sich jedes Mitglied zur Pflicht machen, an diesem Abend zu erscheinen.

Unsere Parole im neuen Jahr: Wir wollen keine „Auchmitglieder“, sondern Mitglieder, die mitarbeiten und schaffen an unserer guten Heimatsache!

A. Seils.

Pommernbund Magdeburg

Die Monatsversammlung am 6. Dezember war recht gut besucht. Die Tische waren in Anbetracht der Adventszeit schön mit Tannengrün geschmückt. Als Hauptpunkte standen auf der Tagesordnung: a) Teilnahme an dem von der Grenzlanddeutschen Arbeitsgemeinschaft am 1. 2. 1936 in der Stadthalle zu veranstaltenden Trachten- und Heimatfest. b) Nachrichtenblatt.

Das vorjährige Trachtenfest hat uns durch Anschaffung von vier Mönchsguter Männertrachten und Leihen von vier Frauen-trachten eine Ausgabe von 150 RM verursacht. Durch die Beschaffung der noch fehlenden vier Frauentrachten entstehen dem Verein wiederum Kosten von rund 160 RM, die es uns reiflich überlegen ließen, ob diese für den Verein tragbar seien. Mit Rücksicht auf den ideellen Zweck und die werbende Kraft solcher Veranstaltung beschloß die Versammlung, die Trachten anzufertigen und das Fest mit acht Trachten zu beschicken, zumal eine Landsmännin dem Verein für diesen Zweck 100 RM vorzuschießen sich bereit erklärt hatte.

Die Mitteilung, daß ab 1. 1. 1936 das „Bollwerk“ unser Heimat- und Nachrichtenblatt wird, löste bei den Landsleuten helle Freude aus. Das alte Nachrichtenblatt des R. P. B. verjuchte zwar, das Zusammengehörigkeitsgefühl der im Reich bestehenden Pommernvereine unter sich zu stärken. Es konnte aber auf die Dauer wenig befriedigen, da es lediglich Vereinskalender war, dem die enge Verbindung mit der Heimat fehlte. Das „Bollwerk“ mit seinen wissensreichen und heimatgebundenen Aufsätzen stellt diese Verbindung mit unserem schönen Pommernland her und bringt uns der alten Heimat wieder näher.

Wir danken dem Vorsitzenden des R. P. B. herzlich für seine erfolgreichen Bemühungen und hoffen, daß wir ihm den Dank des Vereins recht bald persönlich abstatten können.

R. Luck.

Verein der Bütower zu Berlin

Die Sitzung am 11. Dezember wurde vom ersten Vorsitzenden eröffnet. Er begrüßte die Anwesenden mit herzlichen Worten, besonders die erschienenen Gäste und gab darauf die Tagesordnung bekannt. Landsmann Mieh, der in Bütow weilt, sandte dem Verein herzliche Grüße. Unsere Jahresversammlung ist am 15. Januar; ich bitte, sich diesen Tag vormerken zu wollen. Da Neuwahl stattfindet, außerdem noch wichtige Sachen zu beraten sind, ist es Ehrenpflicht jedes einzelnen Mitgliedes, an dieser Sitzung teilzunehmen.

M i x.

Verein ehem. Fiddichower zu Berlin

Unsere am 27. November stattgefundene Sitzung hatte wieder einen sehr guten Besuch aufzuweisen. Zu Beginn der Sitzung verlas der Vorsitzende die Einladung zur Friß-Reuter-Gedenkfeier, welche am 1. Dezember im Theater Unter den Linden stattfand. Ferner wurde auf das neue Nachrichtenblatt vom Reichspommernbund hingewiesen, welches vom Januar ab monatlich einmal erscheint. Laut Versammlungsbeschluss sind hierfür 15 Pf. pro Monat an den Verein zu bezahlen, Beitragsfreie und Ehrenmitglieder sind auch zu dieser Zahlung verpflichtet. Wegen der Weihnachtsbescherung, welche am Donnerstag, dem 19. Dezember, stattfand, fiel die Sitzung im Dezember aus. Im Monat Januar oder Februar findet ein Maskenball statt. Näheres wird noch bekanntgeben. Wir weisen noch ganz besonders auf unsere am 8. Januar, abends 8 Uhr, stattfindende Generalversammlung hin und ersuchen sämtliche Mitglieder, zu erscheinen.

W a l t e r.

Verein der Heimatfreunde, Kreis Greifenhagen, zu Berlin

An Stelle des dienstlich verhinderten Vereinsvorsitzenden wurde unsere Monatsitzung am 8. Dezember von Landsmann Franz Fuhrmann geleitet. Guter Besuch und frohe Stimmung kennzeichneten die letzte Sitzung des Jahres. Nach kurzer Beratung wurde beschlossen, unseren nächstjährigen Maskenball am 18. Januar 1936 im großen Festsaal von Bogels Festsälen, Berlin SO. 16, Brückenstraße 2 (nahe Jannowbrücke) abzuhalten. Der Eintrittspreis beträgt pro Person 0,75 Mark. Die Mitglieder werden gebeten, für guten Kartenumsatz zu sorgen. Sollten noch Karten benötigt werden, so bitte ich, diese umgehend anzufordern. Alle uns befreundeten Heimatvereine sind hiermit herzlich eingeladen. Aus Anlaß des im Januar stattfindenden Maskenballes fällt für diesen Monat die Sitzung aus. Die Hauptversammlung 1936 findet am Sonntag, dem 9. Februar, abends 6 Uhr, im Vereinshaus, Berlin N, Brunnenstraße 140, statt. Besondere Einladungen hierzu ergehen noch. Das Erscheinen aller Mitglieder ist unbedingt erforderlich. Ein Tanzkränzchen findet im Anschluß an die Hauptversammlung nicht statt. — Allen lieben Heimatfreundinnen und -freunden wünschen wir ein frohes und gesundes neues Jahr.

M ü n c h o w.

Heimatverein Köslin und Umgegend zu Berlin

Lebige Hände schmückten vor Beginn der Versammlung am 15. 12. die Tische mit Adventskerzen und Tannengrün, um rechte Weihnachtsfreude in den Herzen der Landsleute wachzurufen. Landsmann Maimwald eröffnete die Versammlung und gab seiner Freude über den zahlreichen Besuch Ausdruck. Nach Genehmigung der letzten Versammlungsniederschriften verlas Landsmann Maimwald die von ihm verfaßten 10 Punkte über Pflichttreue, Heimattreue und Heimatliebe. Reicher Beifall belohnte seinen Vortrag. Über die am 1. Dezember im „Kleinen Theater“ stattgefundene Friß-Reuter-Gedenkfeier berichtete ebenfalls Landsmann Maimwald. Dem Wunsche der NS-Kulturgemeinde, das vor kurzem im Schloß Bellevue eröffnete „Museum für Volkskunde“ zu besuchen, soll im kommenden Jahre Folge geleistet werden. Wie in den Vorjahren, so wurden auch in diesem Jahre die Landsleute gebeten, an dem am zweiten Weihnachtsfeiertag in der Piesenferkirche stattfindenden plattdeutschen Gottesdienst teilzunehmen. Für das am 9. Mai 1936 im Konzerthaus „Clou“ stattfindende Fest der Pommeren sollen die Landsleute recht regerwerb. Nach Bekanntgabe der eingegangenen Schreiben schloß Landsmann Maimwald den geschäftlichen Teil und wünschte allen Landsleuten ein recht frohes Weihnachtsfest und ein gesundes

neues Jahr. Kurz darauf erschien Landsmann Lic. Walter Schröder, der von allen Anwesenden herzlich begrüßt wurde. Raum waren die letzten Takte des Weihnachtsliedes „O du fröhliche, o du selige“ verklungen, ergriff Landsmann Schröder das Wort zu einer feierlichen Ansprache. Recht andächtig lauschte man dann der von ihm vorgetragenen Adventsgegeschichte. Nach dem Ausklang weiterer Weihnachtslieder hielt Landsmann Schröder Vorträge ernster und heiterer Art. Er streifte dabei das Leben verschiedener pommerscher Künstler und sprach von „Hus und Heimat“. Allen anwesenden Landsleuten dürfte dieser Tag noch recht lange in Erinnerung bleiben. Unserem Landsmann Lic. Schröder aber sei an dieser Stelle nochmals für die schönen Stunden, die er uns bereitet hat, recht herzlich gedankt!

B r i e s c h.

Landsmannschaft der Maffower zu Berlin

Am Sonnabend, dem 18. Januar, abends 8 Uhr, findet im Vereinslokal „Hackescher Hof“ am Hackeschen Markt, Rosenthaler Straße 40/41, die Generalversammlung statt. Die Landsleute werden dringend gebeten, vollzählig und pünktlich zu erscheinen. Berichte der Landsleute für „Das Bollwerk“ müssen bis zum 10. jedes Monats bei Landsmann Rackow, Berlin-Pankow, Damerowstr. 49, eingegangen sein, der diese dann weiterleitet.

R a c k o w.

Verein der Neustettiner zu Berlin

Zu Beginn unserer letzten diesjährigen Monatsversammlung am 14. Dezember begrüßte unser erste Vorsitzende Karl Gaudian alle Erschienenen auf das herzlichste, insbesondere Jrl. Diekmann, die auch diesmal wieder selbstgearbeitete heimische Handarbeiten ausstellte. Sodann wurde die Tagesordnung bekanntgegeben und das Protokoll von der letzten Sitzung ohne Widerspruch angenommen. Eine Besprechung über unsere Adventsfeier am 23. 12. erforderte nur kurze Zeit. Unter Punkt „Verschiedenes“ wurde auf den Besuch des „Museums für Volkskunde“ (Schloß Bellevue), ebenso auf die große „Deutsche Weihnachtschau“ am Kaiserdamm, auf der auch unsere Heimatprovinz mit einem „Pommernhaus“ vertreten ist, hingewiesen. Auch unsere schon lange geplante Heimatfahrt nach Neustettin kam zur Sprache; sie findet voraussichtlich zu Pfingsten statt. Wir alle hoffen, daß diese Fahrt ein großes Erlebnis für uns werden wird. Die Versammlung schloß mit einem Sieg-Heil auf den Führer und auf unsere Heimat. Am Sonnabend, dem 11. Januar, findet die Jahreshauptversammlung statt. Wir erwarten dazu alle Mitglieder.

Liebe Landsleute! Wieder ist ein Jahr vergangen, und wir wollen in Dankbarkeit an das denken, was uns gelang und was wir schönes erlebten. Wir wollen vom neuen Jahr hoffen, daß es das bringen möge, was wir von ihm erwarten und daß auch unsere Vereinsarbeit weiterhin von Erfolg gekrönt sein möge. In diesem Sinne wünscht allen Landsleuten ein gesegnetes und gesundes neues Jahr der Schriftwart

B u c h h o l z.

Verein der Nipperwießer zu Berlin

Am Sonnabend, dem 23. November, eröffnete der Vorsitzende Wilh. Karge den Heimatabend. Er gedachte der verstorbenen Ehefrau des Landsmanns Wilhelm Holzheimer. Zum stillen Gedenken erhoben sich die Anwesenden von ihren Plätzen. Es wird nochmals darauf hingewiesen, daß sämtliche dringenden Mitteilungen nur an die Privatadresse des Vorsitzenden nach Berlin-Neukölln, Pannierstraße 25 (Tel. J. 2 6103) zu richten sind. Der anwesende Landsmann Marie Schuhr gratulierte der Vorsitzende zu ihrem Geburtstag. Zur Heimatkunde sprach Friedrich Rosenfeldt über das Thema: „Das verschwundene Sieb“. Der Rechenschaftsbericht des Winterhilfswerks 1934/35 gab Aufschluß über die gewaltigen freiwilligen Leistungen zur Linderung der Not mittelloser Volksgenossen. Auch unsere Heimatprovinz hat, dem Rufe unseres Führers Adolf Hitlers folgend, sich in den Dienst der Winterschlacht gegen Hunger und Kälte würdig eingereiht. Von der Reichspommernitzung (15. 11.) führte der Vorsitzende an, daß vom 1. Januar 1936 ab als Nachrichtenblatt „Das Bollwerk“ in die Hände der Mitglieder kommt. Infolge seiner vielseitigen Ausgestaltung wird das Heft sicher gern gelesen werden. Am Stiftungsfest der Greifswalder (30. 11.) beteiligten sich mehrere Vereinsmitglieder. Unser 10. Stiftungsfest findet am Sonnabend, dem

22. Februar, ab 8 Uhr, in der Bockbrauerei, Fidicinstraße 2/3, statt. Eintritt 0,75 Mark, Mitglieder frei. Auf die Clou-Versammlung des Reichspommernbundes, Gau Berlin, am 9. Mai, wurde hingewiesen. Wie der Vorsitzende weiter mitteilte, wurden in der Heimat für den Zentner Sandblatt 81 Mark erzielt. Wir beglückwünschten unsere Landsleute zu der guten Entlohnung. Der nächste Heimatabend, zugleich Hauptversammlung, findet Sonnabend, den 18. Januar, 8 Uhr, statt. Am 25. November verstarb unerwartet unser Ehrenmitglied August Behrend im Alter von 75 Jahren. Ein bleibendes Andenken ist ihm gewiß. Der Gesamt-Vorstand wünscht allen Vereinsmitgliedern und ihren Familienangehörigen ein recht frohes gesundes Neujahr. Rosenfeldt.

Landsmannschaft der Pommern in Potsdam

Als am dritten Adventssonntag abends gegen 7 Uhr sich der Saal im Hotel Königsstadt mit einer freudig gestimmten Menge füllte, da fühlte jeder die weihvolle Stimmung, die über dem festlich geschmückten Saale lag. In der Saalmitte stand die reich-besetzte Kindertafel, und bald fanden die lustigen Kinderaugen das für sie bestimmte Tellerchen. Über dem Rednerpult leuchtete ein großes Bild der Stralsunder Marienkirche als symbolischer Gruß aus der Heimat. Es war der Landsmannschaft von einer Landsmännin gezeichnet und geschenkt worden.

Unter den strahlenden Lichtern des Adventskranzes wurde der Abend mit dem Heimatlied, einem Weihnachtsgefang und einem schönen Prolog, der dem Gedenken der Heimat galt, eingeleitet. Nach kurzer, herzlicher Begrüßung des Vorsitzenden, Landsmanns Reßlaff, nahm Pfarrer Lic. Hermenau das Wort zu einer schönen Adventsbetrachtung. Und dann kam der Weihnachtsmann! Unter dem Klänge des Liedes: „Alle Jahre wieder“ taten sich die Türen weit auf, und schwerbeladen betrat Knecht Ruprecht den Saal. Unter dem Jubel der Kinder und der herzlichsten Anteilnahme der Erwachsenen ging die Verteilung vor sich. Jedes Kind konnte für einen gut aufgelegten Spruch ein Päckchen einheimsen. Aber nicht nur die Kleinen wurden bedacht, auch für die Großen hatte der Weihnachtsmann so viel zu tun gehabt, daß er sich noch mehrere Hilfen annehmen mußte, um die Säcke zu bewältigen. So war der Jubel unter jung und alt sehr groß. Eine herrliche Kaffeetafel für die Jugend beschloß den weihnachtlichen Festteil. — Aber ohne das übliche, schon traditionell gewordene gemütliche und kameradschaftliche Beisammensein gingen wir Landsleute auch diesmal nicht auseinander. Die nächste Versammlung findet am 5. Januar ab 5 Uhr statt. Erna Fiedler-Schmidt.

Verein der Rummelsburger zu Berlin

Am Donnerstag, dem 2. Januar, abends 8 Uhr, findet die Generalversammlung im Vereinslokal Neue Grünstraße 28 (Bismarckfälle) statt. Die Tagesordnung wird in der Versammlung bekanntgegeben. Jahresbericht und Neuwahl des Vorstandes. Wir bitten um vollständiges Erscheinen. Massow.

Verein der Pommern zu Spandau 1927

Die Dezemberversammlung fand am Donnerstag, dem 5. Dezember, im Vereinsheim Heidler, Grunewaldstraße 9, statt. Sie wurde von dem ersten Vorsitzenden, Reije, geleitet. Zunächst gedachte er in ehrenden Worten des verstorbenen 83jährigen Landsmannes Potenberg. Die Versammlung erhob sich in stillem Gedenken von den Plätzen. Landsmann Reije gab dann die Tagesordnung bekannt, und die einzelnen Punkte wurden in sachlicher Form durchberaten. Besonders hervorzuheben ist, daß die Vereinsmitglieder mit Befriedigung davon Kenntnis nahmen, daß es den Bemühungen der Bundesleitung gelungen ist, durch Fühlungnahme mit den führenden Persönlichkeiten der Heimatprovinz eine Heimat- und Bundeszeitschrift zu schaffen, die allen Anforderungen entspricht. Im weiteren Verlauf der Versammlung wurden die letzten Vorarbeiten für die Weihnachtsfeier besprochen und der Festausschuß mit der Durchführung betraut. Als neue Mitglieder wurden aufgenommen die Landsleute Rudolf Schallack, Martin Meßmacher und Willi Jilske.

Am Sonnabend, dem 4. Januar, findet im Vereinslokal Heidler die Generalversammlung statt. Vollständiges Erscheinen aller Mitglieder ist unbedingt notwendig, da die Neuwahl des Vereins-

leiters auf der Tagesordnung steht. Das auf den 8. Februar festgesetzte zweite Trachtenfest soll wieder ein heimatliches Erleben werden. Dafür verbürgen sich der Vorstand und der Festausschuß. Landsleute und Gäste sind willkommen!

Verein der Stralsunder zu Berlin

Am 1. Dezember begingen wir im Zoo die Feier des 44. Stiftungsfestes, wozu sich zahlreiche Freunde des Vereins und landsmannschaftliche Abordnungen mit ihren Bannern eingefunden hatten. Nach dem Einmarsch der Fahnen begrüßte unser Vereinsführer Paul Degner die Anwesenden, dann sprach Pastor Walter Schröder, der Vorsitzende des R. P. B., herzliche Worte und feierte unsere Heimatstadt Stralsund und ihre treuen Söhne in Berlin, wobei er seine Rede in ein Lob auf die Heimat ausklingen ließ. Landsmann Ewert trug den von Landsmann Max Heitmann verfaßten Prolog vor. Fräulein Gertrud Asmus sang mit großem Beifall die Arie der Agathe aus „Freischütz“, begleitet am Flügel von Landsmann Baumgart. Landsmann Regelmacher sang das Lied „Stralsund“ und trug ein plattdeutsches Gedicht „Min Stralsund“ vor, welches Landsmann Ransahl dem Verein gewidmet hat. Die Abordnungen der landsmannschaftlichen Vereine brachten ihre Glückwünsche dar; schriftliche Glückwünsche hatten u. a. gesandt der Magistrat von Stralsund, der Verkehrsverein Stralsund, der Heimatverein Stralsund. Dann kam der Tanz zu seinem Recht, nach schönen, alten Weisen, von der Trachtenkapelle „Grabow“ gespielt. Die Trachtenvereine erfreuten durch ihre Heimate Tänze. So bot das Fest allen Teilnehmern beste Unterhaltung in reichstem Maße. Am Mittwoch, dem 15. Januar, wird die Monatsversammlung als Generalversammlung abgehalten. Es ist wichtig, daß alle Mitglieder hierzu erscheinen. Bgt.

Verein von Uckermünde und Umgegend zu Berlin

Am 14. Dezember hielten wir unter Fortfall der Dezember-sitzung unsere Weihnachtsfeier ab. Bei trautem Kerzenschein versammelten sich die Mitglieder und deren nächste Angehörige. Werner Runby sprach ein sehr schönes Begrüßungsgedicht, danach gedachte Landsmann Pagel des Weihnachtsfestes. Der Gesang von Liedern und der Vortrag von Gedichten ließ eine gute Weihnachtsstimmung aufkommen. Die Kinder erhielten einen bunten Teller. Zur allgemeinen Freude der Kleinen machte der Weihnachtsmann von seiner Rute wenig Gebrauch. Auch der Bürgermeister unserer Heimatstadt gedachte unser und übersandte uns herzliche Grüße und zum Jahreswechsel alle guten Wünsche. Wir danken recht herzlich dafür und wünschen auch dem Bürgermeister und unserer lieben Heimatstadt Uckermünde im „Neuen Jahr“ Heil und Segen. Die nächste Sitzung findet am 14. Januar statt. Meta Puciata.

Neuruppin. Ruppiner Pommernbund

Wie alljährlich, so war auch in diesem Jahre wieder mit unserem Dezember-Heimatabend eine Adventsfeier verbunden. Außerst zahlreich waren die hiesigen Landsleute in dem stimmungsvoll mit Adventskronen, Adventslichtern und Tannengrün schön geschmückten Saal unseres Vereinsheimes erschienen. Unser erster Vorsitzender Landsmann Büttow wies in treffenden Worten auf die schöne Vorweihnachtszeit hin, denen sich gemeinsamer Gesang weihnachtlicher Lieder anschloß. Nach Bekanntgabe geschäftlicher Mitteilungen, Eingänge usw. berichtete der Vorsitzende eingehend über das letzte Rundschreiben des Bundesvorsitzenden, vor allem über die am 1. Januar 1936 an Stelle des bisherigen „Nachrichtenblattes“ tretende Heimatzeitschrift Pommerns „Das Bollwerk“ als Organ des Reichspommernbundes. Besonders begrüßte man auch den durch unsern Bundesvorsitzenden mit Hilfe der Pressestelle unserer Monatszeitschrift eingerichteten „Nachrichtendienst“, der zur Förderung und Bereicherung der Heimatabende beitragen wird. — Am zweiten Weihnachtstage vereint wieder eine Weihnachtsfeier die Landsleute im „Segarten“. Unter „Verschiedenes“ befürwortete der Vorsitzende warm den Beitritt zur Reisesparkasse zwecks Erleichterung des Besuchs des nächstjährigen Reichspommerntreffens für den einzelnen und wies auf die am 7. Januar stattfindende Hauptversammlung unseres Ruppiner Pommernbundes hin. Nach Führer- und Vaterlandschreng besetzten Heimatlieder und Musikvorträge den schönen Heimatabend. —



Fischerboote in Stralsund

Herbert Tucholski, 1934

Die eigensinnigen Maulwürfe

Das konnte unmöglich so weitergehen. Immer wieder und immer zahlreicher zerrissen frisch aufgeworfene Erdhügel die Äcker und Felder in der Runde und vernichteten die Saat, auf deren Gedeihen und Reifen die Menschen warteten, — Herr und Knecht, Ritter und Bauer, die Klosterleute, die Fischer, die Walbleute. Zwar die Herren darbtten nicht. Was sie brauchten, nahmen sie, wo sie es fanden. Aber die Frohnden, die Zinsbauern und die Armen, die waren übel dran.

Die Alten wußten wohl aus der Urväterzeit zu erzählen, von den Schäden der kleinen Wühltiere, gegen die alle Abwehr umsonst blieb. Aber damals hatte man doch noch die Hilfe der Götter anrufen und durch Opfer sich eine vermeintliche Rettung erkaufen können.

Nun waren die alten Götter längst vertrieben. Swante-wits türmendes Heiligtum starbte mit zerstörten, kläglichen Resten von der Klippe über die See und das Wittower Land. Das große Standbild des Gottes selbst war gestürzt, zertrümmert, zertreten, verbrannt, und der schwertgewaltige Bischof Absalon hatte mit seinen Kriegern Leben und Land der Einwohner dem dänischen König und ihre Seelen dem Christengott untertan gemacht. Der Christengott aber ließ sich durch keine Opfer seine Hilfe abschwatzen.

Schließlich ward die Plage unerträglich. Der Statthalter selber wurde böse, hatten ihm doch die Maulwürfe den schönen Ziergarten seiner Burg von oben nach unten gekehrt. Deshalb fanden die Bitten der Bedrängten bei ihm williges Gehör. Der Christengott mußte helfen und seine Heiligen.

Unter diesen erfreute sich der streitbare St. Georg besonderer Gunst und Verehrung. Den ging man also an und lag ihm mit erbarmungswürdigem Flehen in den Ohren, bis er sich entschloß, den kleinen schwarzen Untieren zu Leibe zu gehen.

Mit Lanze und Schwert, wie er es aus seiner Drachentöterzeit gewöhnt war, konnte er diesem winzigen Heimtücker nicht beikommen. Deshalb entschloß er sich zu einer summarischen Vertilgungsart. Er sprach einen furchtbaren Bannfluch über alle Maulwürfe der Halbinsel und befahl ihnen, über die „Schaabe“, die schmale Landverbindung zur eigentlichen Insel Rügen, abzuwandern und sich für alle Zeiten nie wieder auf Wittow blicken zu lassen.

Das half. Von Stund an waren die Maulwürfe von dieser nördlichen Halbinsel verschwunden und alles atmete befreit auf. Die Kirchen hielten wieder von Dank- und Lobgefängen. Dem Drachentöter und Maulwurfsvertreiber aber errichtete man ein hölzernes Reiterstandbild, das bis dahin auf dem Chor der Wieker Kirche stand und manchen Fremden anlockte, vor ein paar Jahren aber dem Stralsunder Heimatmuseum überwiesen wurde. Dort ist es heute noch.

Das Streitroß des Heiligen erinnert zwar an ein Schaukelpferd, dem der Zahn der Jahrhunderte Fell und Farben abgenagt hat, und St. Georgs Figur selber ist ebenfalls stark mitgenommen. Immerhin nötigt das Standbild noch jetzt zu Achtung und Bewunderung, denn es ist an die siebenhundert Jahre alt und spricht von Zeiten, die den Gegenwartsmenschen geheimnisvoll anstarren.

Sie sind vergangen, verweht. Nichts ist davon geblieben als langsam abbröckelnder Fels an Arkonas Steilküste, der die

letzten Reste der Swantewitburg in die See mitreißt, der hölzerne Ritter St. Georg und das überlegene Pächeln über eine seltsame Sage.

Ist es eine Sage? — Sie hat etwas Wahres, das sonderbar genug ist: auf der ganzen Halbinsel Witt wird man noch heute vergeblich nach einem Maulwurfshügel suchen.

Geht man über die „Schaabe“ und betritt den angrenzenden Teil, der den Namen „Jasmund“ führt, kann man sich allorten von der Anwesenheit der schwarzen Wühler überzeugen. Die Scheidegrenze, die ihnen damals St. Georgs Bannfluch setzte, überschreiten sie jedoch nicht, selbst in dieser aufgeklärten Zeit, also sind sie doch wohl sehr eigensinnig.

Wie wollte man es sonst erklären, daß sie sich selbst gewaltamen Wiedereinbürgerungsversuchen mit Erfolg widersetzten? Man hat sie mehrfach angesiedelt, alles mögliche versucht und untersucht —, sie halten sich nicht. Maulwürfe auf Wittow sind unbekannt. Wie geht das zu?

Darüber zerbrechen sich nun die Leute seit Jahren den Kopf. Berufene und Unberufene.

Zur Sicherheit indes haben die Wittower, als sie das Standbild nach Stralsund gaben, sich ausbedungen, daß, sollten die Maulwürfe je etwa wiederkommen, dann sofort St. Georg wieder zurückzuliefern ist.

Sie repetieret!

Der Schustermeister und Altermann Meyer „an der breiten Straßen-Ecke“ hatte über Gott, Menschen und Dinge seine eigene Meinung. Aber nur außerhalb seines Hauses. Denn dort hatte lediglich sein Ehegesponst, die Juliana, zu sagen, der stets ein Tropfen an der großen Nase hing, und die neben einer schiefen Hüfte auch immer rot entzündete Augen hatte.

So war Meister Meyer baß entsetzt, als der Uhrmacher Wentzel um die Hand seiner Tochter Concordia anhielt. Und er sagte den beiden, natürlich in Abwesenheit seiner Frau, wie er über einen Schwiegersohn dachte.

Und er zog die Schultern an und begann: „Womit will in diesen Schweren Zeiten oder in noch bitteren ein Uhrmacher seine Familie ernähren? Wer würde überhaupt Uhren kaufen, wenn's in der Welt hart auf hart ginge? — Und was soll man mit einer Uhr? Hat die nicht jeder in sich? Zudem schlägt die Stunde von allen Türmen Alten-Stettins. St. Jacob bummt sie zuerst, St. Marien folgt dicht darauf, und wenn St. Otto es auch oft vergißt, so hört doch jeder, ob's Arbeits- oder Vesperzeit ist. Und so hat's schon immer mit den Uhren überhaupt sein Wesen gehabt. Hat man eine Sonnenuhr, so sieht sie nur der Nachbar, und will man selbst hinauslugen, so muß man eben erst über die Straße gehen. Und ist der Nachbar schäbig, so kann er einen durch nichts mehr ärgern, als daß er seine Uhr heruntertut!“

So zogen die beiden Verliebten traurig ab, und der Meister rief ihnen noch nach: „Und wenn's das größte Meisterwerk von Uhr wäre, aus einer Freite wird nichts!“ — Und das rief er ganz laut. Denn sein Weib war immer noch fort.

Als aber der Herbst kam, ließ der Uhrmacher Wentzel bekannt machen: „Bey dem großen und kleinen Uhrmacher S. Carl Wentzel, wohnhaftig in der breiten Straße, ist ein von ihm selbst neu verfertigtes Meister-Stück, an den Meistbietenden zu verkaufen. selbiges bestehet in einer großen Stuben-Uhr, welche 14 Tage gehet, mit einem Englischen Perpendicul, schläget nicht nur die Stunden, und repetieret selbige, sondern weist auch die Stunden, Minuten und Secunden, hat

ein Wecker, auch ist daran ober dem Ziffer-Ring ein verguldeter Stern, welcher auf beyden Seiten mit Anweisung der Secunden sich beweget, hiernechst weist diese Uhr den Datum des lauffenden Monaths, nebst andern daran befindlichen Ornaten. Wer Belieben trägt, selbige zu kaufen, kan sich in der breiten Straße bey jetzt berührten Uhrmacher Carl S. Wentzel melden.“

Und so standen am andern Tage vor seiner Treppe viel Leute aus der Nachbarschaft, das Meisterwerk zu sehen, und wie es repetiere. Wentzel selbst stand unter den Leuten, neben seiner geliebten Concordia. Und wirklich, die Uhr repetierte ganz nach Wunsch, was man haben wollte, je nachdem der Gesell sie einstellte: das Datum rollte ab, die Mondphasen rückten vorüber, sie schlug nach Belieben u. a. m. Und die Menschen riefen: „Sie repetieret!“ Und wer das Wort nicht verstand, der rief so ähnlich, und die Uhr oben tat alles, was sie sollte, und die Jungen lärmten und schrien: „Bivat! Sie reptietet!“ —

Und während alle sich freuten, drückte Wentzel seiner neben ihm stehenden Concordia bei jedem Ruf: „Sie repetieret!“ die Hand und wandte keinen Blick von seinem Meisterstück da oben. Aber da kam anfangs kein Gegendruck, erst als er inniger und herzhafter drückte, repetierte es auch von der andern Hand. Und als er dann während einer Pause voll Stolz in die Augen seiner Geliebten sehen wollte und zur Seite blickte, da stand diese überhaupt nicht neben ihm, sondern des Meisters Meyer Weib Juliana, deren Hand er versehentlich gefaßt und gedrückt und die repetieret hatte. Ihre Augen waren noch roter, der Tropfen an der Nase noch größer und die Hüfte noch verbogener. Denn so etwas war ihr wohl lange nicht geboten.

Doch Wentzel mußte die Lage, ließ die Hand nicht los, was vor Schreck leicht möglich gewesen wäre, sondern drückte sie noch fester, so schwer ihm's auch war.

Als die Menge sich verlaufen hatte, fand sich auch ein Käufer der Uhr. — Juliane aber erklärte kurz und bündig zu Hause, daß gar kein anderer als Meister Wentzel als Schwiegerjohn in Frage käme. Und da es bei ihr von keiner Seite Widerspruch gab, ließ der Schuster die Schultern hängen, und Concordia lief eilends zum Wentzel und verkündete ihm, was zu Hause entschieden wäre. Und da war große Freude zwischen den beiden, und sie drückten sich mit Mund und Hand, was sofort repetieret wurde. —

Dem Uhrmacher Wentzel ist es dann später nicht gut gegangen. Er mußte seine Wohnung bald räumen und zog in die Grapengießerstraße. Hier wurde er am 11. April 1738 arg bestohlen. Wieviel ihm an den entwendeten Sachen gelegen war, geht aus folgenden Worten hervor: „Soferne als dieselben bey jemand verkauft oder versetzt werden sollten, so wird ersuchet, solches dem Herrn Eigenthümer zu melden; es soll davor ein guter Recompens gegeben werden, und will man gerne das Geld, welches etwan daran gegeben worden, wieder erstatten.“

Er zog dann wieder in die „breite Straße“ in das Haus seines Vaters, mit dem er sich zuvor jedenfalls überworfen hatte, so daß er ausziehen mußte. Nach einigen Jahren starb er. Und darauf brachte die Zeitung folgende Notiz: „Es soll am 2. Dec. (1743) in des seeligen Uhrmacher Wentzel Hause in der breiten Straße allhier, allerhand Meubles, besonders aber das Werkzeug, so zum Uhrmachen und Schlosser-Arbeit vollkommen zu gebrauchen, auch neue und alte Stuben-Uhren... verauctioniret werden. Die Auction nimmt des Vormittags um 8 Uhr und Nachmittags um 2 Uhr ihren Anfang.“ —

Heimatschutz in Pommern

Pommerscher Heimatbund im Deutschen Bund Heimatschutz

Volkstumsabende. Von den acht unter dem Thema „Unsere ostpommersche Heimat“ zusammengefaßten Vorträgen sind vier vor den Hörern abgelaufen. Die Herren M. Reepel und Oberstudienrat Zahnow sprachen zunächst über Siedlung im Osten, wobei Herr Reepel in erster Linie von der Siedlung des 13. und 14. Jahrhunderts, Herr Zahnow von der friderizianischen Siedlung ausging. Ein zweiter Abend, den der Vortragsgenannte bestritt, beschäftigte sich mit Wind- und Wassermühlen in der Landschaft. Endlich sprach am 5. Dezember, am Tage da der Heimatschutz in Pommern auf 25 Jahre seines Bestehens zurückblicken konnte, Dr. Eggers über „Altgermanisches und slawisches Volkstum in Pommern“, besser: über seine vorgeschichtlichen Grundlagen.

Der Heimatschutz in Pommern 25 Jahre alt. Im Anschluß an den Volkstumsabend am 5. Dezember fand eine feierliche, aber festliche und gut besuchte Feier statt. Unter Würdigung ihrer Arbeit im Interesse des Heimatschutzes teilte der Leiter des Landesvereins, Studienrat Schulz, mit, daß der Verein zu Ehrenmitgliedern ernenne: Herrn Oberstudienrat Prof. Dr. Haas, Herrn Geh. Studienrat Direktor Dr. Holsten, Herrn Konrektor Holzfuß, Herrn von Malotki, Treptow-Rega, und Herrn Konrektor Richter. Dann gab der Mitbegründer und langjährige Leiter des Pommerschen Heimatschutzes, Herr M. Reepel, einen Querschnitt durch die Arbeit von 1910 bis 1930, dem wir folgendes entnehmen:

Gründungsversammlung am 5. Dezember 1910 im Preußenhof. Die Gründung erfolgte im Anschluß an die damals bestehende Düreer-Gesellschaft, Stettin, wie im Reiche wenige Jahre vorher aus dem Düreerbund unter Ferd. Avenarius der Deutsche Bund Heimatschutz (Paul Schulz-Naumburg) abgezweigt worden war. Vorsitzender ward der Oberpräsidialrat Bartels als Vertreter des Oberpräsidiums, Schriftführer und Leiter der Geschäfte Oberschullehrer Martin Reepel, der als Vorstandsmitglied der Düreer-Gesellschaft die Belange des Heimatschutzes bisher dort wahrgenommen hatte. Als Oberpräsidialrat Bartels 1918 aus dem Amte schied, trat an seine Stelle der Landeshauptmann Sarnow. Nach dessen Tode übernahm Herr Reepel selber den Vorsitz, während Herr Landeshauptmann von Sitzewitz als Ehrenvorsitzender der Schirmherr des Landesvereins ward. Länger währendes körperliches Leiden zwang nach 20jähriger Aufbauarbeit Herrn Reepel, 1930 auf das Amt des Vorsitzenden zu verzichten und sich in der Hauptsache der Bearbeitung der Mitteilungen des Vereins zu widmen. An seine Stelle trat Herr Studienrat Schulz. Unter den Leitern der Rassen-Geschäfte sei besonders des Generalsekretärs Sparr gedacht, der es dem Verein möglich machte, auch in schwerster Zeit durchzuhalten. Sein Nachfolger ward Herr Geschäftsführer Weyer.

Neben seiner Heimatschutzarbeit — Naturschutz, Landschaftspflege, Schutz des Ortsbildes, Pflege und Gestaltung der Friedhöfe usw. — hat der Landesverein in den Jahren seines Bestehens der heimatkundlichen Arbeit, von der Geschichte und Vorgeschichte abgesehen, kräftigsten Auftrieb gegeben. Das ist um so höher zu bewerten, als ihm Zeiten ruhiger Entwicklung eigentlich selten beschieden waren (eigentlich nur von 1910 bis 1914). Mittel dazu waren ihm Veröffentlichungen: „Pommerns alte Grabmäler“, „Friedhofskunst“, „Zehn Gebote des Naturschutzes“, „Die Pommersche Heimat“ mit ihren Aufsätzen (z. B. „Heimatschutz in Pommern“), seit 1911 im Erscheinen, Heimat-Künstler-Steinzeichnungen von Pommern mit Geleitwort in Heftform, An-

sichtskarten-Serien usw. Dazu die Mitarbeit an dem von der Staatl. Stelle für Naturdenkmalspflege herausgegebenen Pommerschen Heimatbuch (1925). Grundlegend ward auch das Schriftchen: „Heimatkunde und Heimatschutz, ein Verzeichnis wichtiger Schriften...“ Jahrelang erscheinende Heimatkalender mit Sonderausgaben für verschiedene Kreise haben zweifellos befruchtend gewirkt. — Wichtig war der Aufbau einer Verleih-Bilderei durch Herrn Konrektor Richter mit rund 3000 heimatkundlichen Bildern, die z. B. auf Normalfilm-Bilder umgestellt wird (Verwaltung: Studienrat Dr. Wegner). — Ausstellungen haben verschiedentlich stattgefunden: „Heimatkunde und Heimatschutz“, „Vogelschutz“ als Wanderausstellung, „Neuzeitliches Bauen“, „Friedhofskunst“ usw. — Von großer Wirkung waren mehrtägige Tagungen mit reichen Vortragsprogrammen, wie in Stettin, Stolp, Stralsund (1923, 1925, 1927), die alles in der Provinz versammelten, was am Heimatschutz Interesse hatte. Hier ward auch mit Hilfe des Heimatschutzes der Grund gelegt zum Zusammenschluß der pommerschen Heimatmuseen. Seit 1924 fanden wissenschaftliche Studienfahrten von 3 bis 5 Tagen statt, die etwa zehnmal hinausführten in das weite Gebiet zwischen der polnischen Grenze und Arkona und immer Rundgebungen zugleich waren. Sie wurden ergänzt durch sonntägliche Fahrten größerer Ausdehnung im Sommer und „Heimatabende“ im Winter, wie durch eine Vortragstätigkeit außerhalb Stettins.

Intensive Arbeit war nur möglich infolge der Unterstützung durch den Provinzialkommissar für Naturdenkmalspflege, Herrn Konrektor Holzfuß, wie die Arbeit von Sachausschüssen (für Natur- und Vogelschutz: Rektor Paul, für Heimat- und Volkskunde: Professor Dr. Haas, Bauberatung: Landesbaurat Biering, Friedhofskunst: Gartendirektor Hannig).

Wichtig war auch der Zusammenschluß der Mitglieder in Ortsgruppen in Anklam, Pasewalk, Garz a. d. O., Cammin, Treptow a. d. N., Pyritz, Freienwalde Pom., Wangerin, Labes, Kolberg, Röslin, Rügenwalde, Wütem, Lauenburg. Dank den Mitarbeitern, die hier trotz aller Wandlungen der Zeit dem Heimatschutz unentwegt eine Stätte bereiteten: Geh. Studienrat Dr. Holsten (Pyritz), von Malotki (Treptow Rega), Spielberg (Röslin), Konrektor Rosenow (Rügenwalde)! Wir können nicht alle nennen. Mancher Verein besteht nicht mehr; andere haben sich in Museumsvereine umgewandelt. Aber mit allen steht der Heimatschutz in Verbindung, und neue Beziehungen spinnen sich an. Alles in allem: in den ruhigen Ablauf in der „Erscheinungen Flucht“ hat der Heimatschutz einmal Leben hineingetragen. Und wenn er sich heute auflöste, er hätte die 25 Jahre seines Bestehens nicht umsonst gelebt.

Von angeschlossenen und befreundeten Verbänden. a) Pommerscher Heimatbund, Kreisgruppe Stolp: Die Kreisgruppe entfaltet eine rege Tätigkeit. Unter anderm beschäftigt sie sich mit den Siedlungen ihres Gebietes nach Lage, Gestalt und Namen, wacht über den Bestand an Feldsteinmauern, über das Bild der heimischen Friedhöfe, arbeitet mit an der „Ostpommerschen Heimat“, einer Beilage der „Zeitung für Ostpommern“ und bestritt ein reiches winterliches Vortragsprogramm. Dabei sucht sie die Wege auch zur Jugend und hat als Hörer die Schüler der Landwirtschaftlichen Schule — b) Museumsverein Pyritz im Pommerschen Heimatbund: Der Verein veranstaltet zwei Vorträge, einen über „Vogelschutz“ und einen zweiten über ein vorgelegentliches Thema. — c) Im November feierte der Gollensverein in Röslin sein fünfzigjähriges Bestehen. Die Erschließung des in Sage und Geschichte berühmten Gollens und die Betreuung seiner Schönheiten (neuerdings auch des Buchwaldes) ist sein Werk. Bei festlicher Veranstaltung und in Gegenwart der Behörden gab Herr Stadtrat

Dr. Heidelberg den Rückblick über die Geschichte des sich nach wie vor großen Ansehens erfreuenden Vereins. Nach Gesangsvoorträgen sprach als Abschluß Herr Reepel-Stettin mit Lichtbildern über „Landschaftspflege“.

Heimatschutz-Schrifttum: „Naturschutz im Dritten Reich“ (Naturschutz-Bücherei, Bd. 12. — Verlag Bermühler, Berlin-Lichterfelde) nennt sich ein reich bebildertes, 106 S. starkes Schriftchen, das den Direktor der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege, Berlin, Prof. Dr. Schoenichen, zum Verfasser hat. (Preis 3,60 M.) Es gibt in knapper Form einen Überblick über „Die allgemeine Bedeutung des Naturschutzes, über seine geschichtliche Entwicklung, über die ihm obliegenden besonderen Aufgaben, über seine Arbeitsweise und organisatorische Ausgestaltung“. Der Verfasser sagt selber in bezug auf die besondere Bedeutung des Buches in der Zeit, da der Nationalsozialismus zur Herrschaft gelangt ist: „Erwarten doch die Freunde und Verfechter des Naturschutzes von ihr (der Bewegung) die Erfüllung so mancher für unser Volk bedeutsamen Forderungen und Wünsche, für die in früherer Zeit ein Verständnis schlechterdings nicht zu erwarten war.“

Die Linde in der Fischerstraße

Der Kaufmann Caspar Bickel in der Fischerstraße hatte eine Frau und hatte von ihr mehr denn ein anderer, da sie täglich nicht nur zunahm an Alter und Weisheit, wie andere Menschen auch, sondern des fernerer an Umfang und Zett-leibigkeit. Und so wog sie, die er sein Schneckchen nannte, bald drei Zentner.

Und je mehr sie so zunahm, je mehr hoffte sie auch, daß ihres Caspars Liebe zu ihr wachsen würde, eben da er doch so viel an und von ihr hatte. Auch konnte sie schlafen, so oft und solange sie wollte. Und wenn ihr besonders wohl ums Herz war, dann redete sie zuweilen auch in gebundener Sprache und reimte und dichtete. Das kam meistens dann vor, wenn sie mit ihrem Caspar an Sommerabenden unter der Linde saß.

Dann redete sie zu ihm, an seine Brust gelehnt, vom Himmel und von den Sternen, vom Glück und von der Menschen Schicksal, von den Blumen und Tieren und ihrer lieben Linde, in deren Blätter die Bienen summten.

Aber all das behagte dem guten Bickel durchaus nicht und ward ihm täglich unangenehmer, zumal die Leute, die vorbeizogen, immer so seltsam und schelmisch lächelten.

Und so war er mit seinen Gedanken viel lieber und mehr bei seinem schwarzlockigen Gegenüber, der Witwe des Schiffers Runkel, mit der er noch immer in Geschäftsverbindung stand und bei der er bald länger und immer länger verweilte, länger, als es nötig war. Was hatte er auch da alles zu tun! Wie blühte sein Geschäft, seit er mit der Nachbarin zusammenwirkte und sann.

Das gefiel nun seinem Schneckchen anfangs wieder nicht. Aber wenn er ihr dann etwas mitbrachte, ein Büchlein mit Versen oder ein Seidentüchlein, dann glaubte sie alles, was ihr der arbeitswütige Caspar sagte.

Und je mehr das Geschäft wuchs, je länger blieb er weg, da er ja weit über Land reisen und kaufen und handeln mußte. Aber schelmische Leute meinten, daß er wohl zu einem Tor hinausginge, flugs zum anderen aber wieder hereinkäme, um bei der Runkeln vorzusprechen. Doch die war auf ihn seit Tagen nicht so gut zu sprechen wie ansonsten, da er sich entschieden weigerte, die Linde, seines Schneckchens Stolz, wegzunehmen, damit es bei ihr hell und licht werde, und der Schwamm, der in ihrem Hause ständig höher kroch, abgetötet werden könne. Und schließlich sagte sie ihm kurz und bündig,

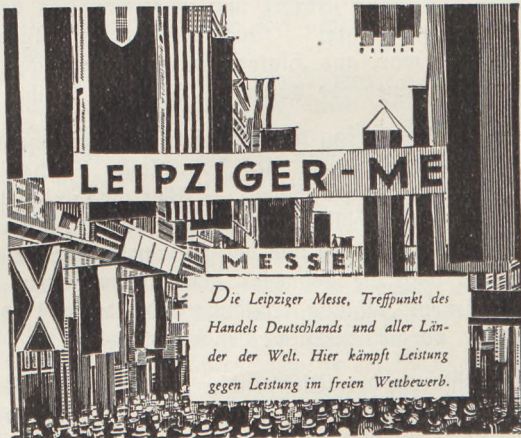
— Das Buch rechnet also auf einen weitgespannten Leserkreis; wir möchten es aber auch unsern pommerischen Mitgliedern und Freunden besonders und zwar darum empfehlen, weil es Gedankliches und Tatsächliches in seiner letzten bzw. neuesten Gestaltung zeigt, eben den Naturschutz von 1935. Möge das Buch recht vielen unserer Freunde zum Rüstzeug werden! — In die Enge örtlicher heimatkundlicher Arbeit führt mit beachtenswerten Aufsätzen wieder einmal die Monatsbeilage der „Swinemünder Zeitung“, „Scholle und Strom“. Vogelleben und Vogelschutz stehen in ihrem Mittelpunkt. „Weiße Schwingen“, nennt Ulrich Dunkel eine Plauderei vom Vergehen und Werden im Bereiche von Rüste und Strom, wo der Mensch mit Bauen und Wirken seine Hand im Spiele hat. Ein Abdruck aus dem „Nachrichtenblatt der Mönne. Mai — September 1935“, von Robien herausgegeben, bringt Beobachtungen des Forschers, der durch allen Wechsel der Zeit auf seinem Posten im vom modernen Verkehr durchzuckten Odermündungsgebiet ausgehalten hat. — Wir freuen uns der kleinen Schrift und ihres gediegenen Inhalts!

Reepel.

daß sie die längste Zeit Freunde gewesen seien, wenn er ihr nicht diesen kleinen Gefallen täte.

Da sann der gute Caspar hin und her, und der Gedanke an Licht und Luft und Freiheit siegte. Aber vorsorglich verriet er keinem Menschen etwas und zog keinen zu Rate. Und als er nach einer dunklen stürmischen Nacht nach Hause kam mit einer verbundenen Hand, an der er sich unterwegs einen Schaden getan haben wollte, da war es geschehen: abgebrochen lag die Linde.

Und sein Schneckchen jammerte und weinte, und er selbst brüllte wie ein wildes Tier. Doch nur mit dem Mund und



LEIPZIGER-MESSE

XII

Die Leipziger Messe, Treffpunkt des Handels Deutschlands und aller Länder der Welt. Hier kämpft Leistung gegen Leistung im freien Wettbewerb.

Freier Wettbewerb erzeugt Höchstleistungen. Wir sind, frei von jeder örtlichen Begrenzung, imstande, uns überall in der Welt durch Leistung täglich neu zu bewähren. Wir sehen unsere Stärke darin, daß wir so alle Ansprüche unserer Versicherungsnehmer auf allen Gebieten unseres Geschäftes erfüllen können.

DIE DEUTSCHE PRIVATVERSICHERUNG

nicht mit dem Herzen, diemeil seine Augen nach drüben schielten, wo jetzt jedes Fenster frei war. Und da war es ihm, als lachte die Runckeln da über das ganze Gesicht. — Bickel und sein Schnecken waren nach dem Schmerz eines Sinnes: man müsse alles aufbieten, um den Täter zu erhaschen. Doch während er das „publique“ machen wollte nach altem Brauch durch Ausrufen und Anzeige, bestand sein Weib darauf, daß der Fall im Stettiner „Intelligenten-Zettel“ dargetan werde:

„Es ist den 26. Sept. (1743) in der Nacht zwischen 12 bis 3 Uhr, vor eines gewissen Kaufmanns Thüre in der Fischerstraße, durch eine gottlose Hand ein wohlgerathener Lindenbaum mit größter Gewalt abgebrochen worden, man nimmt sich Wunder, daß sich vernünftige Menschen nicht entziehen, an leblosen Kreaturen sich zu vergreifen, und da die Straße wegen verschlossenen Thores keine Passage des Nachts hat, so ist um so mehr daraus zu schließen, daß dieser Muthwille recht mit Vorsatz, und dem Eigenthümer Tort zu thun, vorgenommen worden. Wenn aber solche Leichtfertigkeit und gottlosen Streiche eine nachdrückliche Beahndung meritiret, so ersuchet der Kaufmann einen jeden, der vor dergleichen Gottlosigkeit eine Abscheu trägt und ihm von dem Thäter Nachricht geben kann, solches in hiesigem Postamte zu melden; Es soll nicht nur sein Name verschwiegen bleiben, sondern ihm auch 1 Pistolette zum Recompensz gereicht werden, damit nur die verwegene Art sich an leblose Dinge zu vergreifen und ehrliche Leute Tort zu thun, an dem Thäter nachdrücklich bestraft werden könne.“ —

Und den Täter hat man wirklich nicht gekriegt! Es war wohl der letzte Baum, der in der Fischerstraße gestanden, aber einer, der seine Geschichte hatte.

Das 215. Schwein

War das am 3. Januar 1742 ein Gewühl am Parnitzer Thor Stettins! — Das grunzte und quietschte, das bellte und rief und schrie und fluchtel! — Denn der Berliner Viehhändler Adam Drescher war, aus Hinterpommern kommend, im Begriff, seine Schweineherde durch die Stadt zu treiben.

Zum Unglück aber lag vor dem Thor ein Erntewagen, dem das Rad abgebrochen war. Und dabei sollte Micheelsen, der Torschreiber, die Schweine zählen! — Alles ging und lief durcheinander! Als man endlich den Wagen weggeschafft und sich einige größere Schuljungen aus der Lastadischen Schule geholt hatte, kriegte man die Schweine glücklich zusammen, so daß die vorgeschriebene Zählung, Buchung und was sonst noch alles vonnöten war, vorgenommen werden konnte. —

Zwar versicherte der Viehhändler immer wieder, daß man seinen Worten und Papieren glauben sollte, nach denen es 214 Schweine seien, die durch und nach Berlin sollten. Aber da der Altermann der Raschmacherzunft Gierke, der gerade Stadtrat und dem Torschreiber nicht grün war, dabei stand, so mußte der Ordnung und Vorschrift halber doch gezählt und zu Papier gebracht werden. Und man zählte einmal und zweimal und wieder und wieder, und es waren 215 und nicht, wie auf den andern Papieren stand, 214 Schweine, alle fett, sauber und lustig, trotz der Kälte und alle mit ihrem roten, halben Kreuz auf dem rechten Schinken! — 215 — und nicht eins mehr oder weniger!

So was war seit Menschengedenken nicht dagewesen! Und man gab der Zählungen noch eine zu. Aber es war ein Vorstentier mehr.

Nun kamen die Tiere in den Schweinepfertch an der Parnitz, die Treiber und Jungen über Nacht in die kalte Dachkammer auf dem Torboden und der Händler, wohl oder übel, nach langatmigem Aufsetzen des Vorfalles, in den Gasthof. Und die ganze Gesellschaft konnte erst am nächsten Tage weiterziehen.

Aber in Stettin und ganz Hinterpommern ward nun dieser ungewöhnliche Fall mit folgenden Worten bekanntgemacht:

„Es ist den 3. Januar a. c. ein Schweinehändler aus Berlin im Parnitzer Thor aus Hinterpommern eingekommen, womit er durchtreiben wollen, und hat bey Nachzählung derselben ein Stück übrig befunden, davon er vorgibt, daß solches nicht von ihm gekauft, sondern wider seinen Willen und Wissen, zu seiner Herde gelaufen sey; Solches wird nun hiedurch öffentlich bekannt gemachet, damit wenn jemand ein Schwein weggenommen, selbiger sich deswegen bey der Königl. Accisekasse zu Stettin melden könne; woselbst ihm von den Umständen mehrere Nachricht ertheilet werden soll.“

Und so ward dieser hochnotpeinliche Fall ins Land gebracht und nach einigen Wochen wurden die Gemüther durch die folgende Notiz wieder an die Schweinerei erinnert:

„Da auf die gegebene Nachricht, daß der Viehhändler A. Drescher bey seiner hier durchgetriebenen Heerde Schweine, eins dabey übrig gehabt habe, sich keiner als der Bötticher Christian Mews aus Rügenwalde gemeldet, aber der Viehhändler nicht geständig seyn will, daß er zu Rügenwalde gewesen, noch daselbst mit Schweine durchgetrieben sey, als hat sich der Bötticher Ch. M. zu diesem gemeldeten Schwein innerhalb 4 Wochen gründlichen zu legitimieren, in Entstehung dessen aber, soll nach solcher verflossenen Zeit, das deswegen hier bey der Accisekasse deponirte Pfand, dem Eigenthümer wieder retradiret werden.“ (30. März 1742.)

Und damit war für die Öffentlichkeit von Hinterpommern bis Berlin die Sache wohl erledigt. Denn keine „Acta“ noch Notiz meldet weiteres. Und das war auch unmöglich. Denn den wahren Vorgang wußten von dem zugelaufenen Schwein nur drei Leuten, und die behielten es für sich. Das war der Torschreiber, sein Weib und ihre Base Schlotterbeck. Und die wußten schon am Tage des Schweineaufruhrs am Parnitztor, wem das entlaufene Tier gehörte. Nämlich keinem andern, als dem Herrn Torschreiber selbst.

Just als der Schweinezug durchs Thor wollte, stand die Frau Base mit des Torschreibers Weib und erzählten sich so viel und so innig, daß sie gar nicht merkten, daß der Base Hund, Rally, mit den beiden Zuchtenten der Torschreiberin solche Freundschaft geschlossen, daß er ihnen aus Liebe den Hals abgebissen und sich an ihnen auf seine Art gütlich getan hatte. Als er davon war, hatte dann das Schwein den Nachtisch davon gehalten, war dann durch die von Rally aufgestoßene Pforte hinausgelaufen und hatte sich den hinterpommerschen Freunden im Thor voll Wonne angeschlossen.

Der Torschreiber und sein Weib hielten der Schande wegen den Mund von selbst und die Base auf Bitten der beiden nur eine Zeit. Dann ward es allmählich „publique“, so ganz allmählich. Aber ein blau angelaufenes Auge der Frau Torschreiberin und eine geschwollene Backe, die ihr Mann ihr noch am Unglückstage verpaßt hatte, waren für beide Eheleute noch lange das sichtbare Zeichen gemeinschaftlichen Leides.

Die in diesem Heft veröffentlichten Anekdoten sind dem soeben im Verlag „Der Nahe Osten“, Stettin, erschienenen Buch „Das lustige Pommern“ entnommen. Der Preis des unterhaltenden und empfehlenswerten Buches beträgt 1,50 RM.

BLICK IN DEN OSTEN

Politische Kräfte im Donauraum

Im Zusammenhang mit der englischen Sanktionspolitik gegen Italien ist die Frage einer Beteiligung der südosteuropäischen Staaten immer mehr in den Vordergrund gerückt. Italiens Interessen im Donauraum sind politisch von lebenswichtiger Bedeutung, so daß es ein geschickter Schachzug der englischen Diplomatie ist, gerade an diesem Lebensnerv zur Zeit des abessinischen Konfliktes zu rühren. Entsprechend dem Interesse, das der Balkan plötzlich wieder in der europäischen Politik hervorruft, hat sich dort besonders die Tätigkeit der Generalstäbe gesteigert. Wie der Auslands-Korrespondent der B. V. Z. mitteilt, ist in Südosteuropa in den letzten Wochen eine erhöhte militärpolitische Tätigkeit zu verzeichnen, die offensichtlich auf das Bestreben der Kleinen Entente und einiger Balkanstaaten zurückgeht, sich angesichts der gespannten internationalen Lage durch ein Netz militärischer Abmachungen zu sichern. Nach der Generalstabskonferenz der Kleinen Entente, die vor drei Wochen in Belgrad die Chefs der Generalstäbe der Tschechoslowakei, Rumäniens und Jugoslawiens zu wichtigen Besprechungen vereinigte, hat sich nun auch die Türkei zu einer militärpolitischen Aktivität auf dem Balkan entschlossen, augenscheinlich, um ihre bereits bestehenden Abmachungen mit der Sowjetunion und mit Griechenland durch entsprechende militärische Abkommen mit Südslawien und Rumänien zu ergänzen.

Zu diesem Zweck hat sich nach vorausgegangenem diplomatischer Fühlungsnahme eine türkische Militärdelegation unter der Führung des stellvertretenden Chefs des türkischen Generalstabs, Rasim Pascha, schon vor einigen Wochen auf eine Reise nach Belgrad und Bukarest begeben, um sowohl mit dem jugoslawischen als auch rumänischen Generalstab in Fühlung zu treten. Rasim Pascha, der sich mit drei höheren türkischen Generalstabsoffizieren die letzten 14 Tage in der rumänischen Hauptstadt aufhielt, hat erst heute wieder die Rückreise nach Ankara angetreten. Obgleich über seine Verhandlungen naturgemäß größtes Stillschweigen bewahrt wird, sind wir doch in der Lage, auf Grund zuverlässiger Informationen mitzuteilen, daß es sich der türkischen Militärdelegation in erster Linie darum gehandelt hat, Jugoslawien und Rumänien zu bestimmten militärpolitischen Abmachungen gegen Bulgarien zu gewinnen, dessen angebliche Rüstungen in Ankara mit Besorgnis verfolgt werden. Diese Bemühungen der Türkei datieren nicht erst seit heute, scheiterten aber bisher an der ablehnenden Haltung Belgrads, das mit Rücksicht auf seine Annäherungspolitik gegen Bulgarien keinen gegen Sofia gerichteten militärpolitischen Vereinbarungen zustimmen wollte, sondern im Gegenteil während des griechischen Militärputsches bemüht war, die Türkei in unzweideutiger Weise vor irgendwelchen drohenden militärischen Aktionen gegen Bulgarien zurückzuhalten. Wie weit sich dieser Standpunkt des jugoslawischen Generalstabs in der letzten Zeit geändert hat, kann noch nicht übersehen werden. Es verlautet aber, daß sich die Widerstände gegen die türkischen Vorschläge gemildert haben, so daß man heute in Belgrad unter Umständen geneigt wäre, kollektiven militärpolitischen Abmachungen auf dem Balkan zuzustimmen, die als Ergänzungen der militärischen Zusammenarbeit innerhalb der Kleinen Entente angesehen werden könnten. Was die Verhandlungen Rasim Paschas in Bukarest betrifft, so herrscht die Ansicht vor, daß es ihm gelungen sei, mit dem rumänischen Generalstab ein gegen Bulgarien gerichtetes militärisches Abkommen zustande zu bringen. Daß Griechenland an den Verhandlungen der letzten Wochen nicht beteiligt war, wird als belanglos angesehen, da zwischen Athen und Ankara schon seit längerer Zeit über gewisse defensive Maßnahmen gegenüber Bulgarien ein weitgehendes Einvernehmen besteht. Übrigens verlautet heute in Bukarest, daß der Plan einer gemeinsamen Militärkonferenz der am Balkanpakt beteiligten Staaten der Verwirklichung nähergerückt sei.

Verständnis für Deutschland

Eines der erfreulichsten Zeichen in der außenpolitischen Entwicklung der letzten Jahre ist das wachsende Verständnis der Balkanstaaten für die deutschen Belange. Nicht nur das durch die Waffenbrüderschaft des Weltkrieges befreundete Bulgarien, sondern auch die anderen Staaten im Donauraum zeigen ein Verständnis für das nationalsozialistische Deutschland, das leider bei einigen kulturstolzen Großmächten Europas noch viel zu wünschen übrig läßt. Man soll in der Politik — und besonders in der Außenpolitik — freundschaftliche Beteuerungen nicht zu ernst nehmen. Aber es ist doch ein erfreuliches Zeichen, wenn sich der neue Gesandte Jugoslawiens, Dr. Alexander Cincar-Markowic, anlässlich seines Amtsantritts mit einer Erklärung an die deutsche Öffentlichkeit wendet, die wir im folgenden gern wörtlich wiedergeben:

Wenn ich heute das Wort an Sie richte, so tue ich es mit dem Ausdruck aufrichtiger Freude, mich in Ihrem Kreise und in Ihrem Lande zu befinden. Die freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen unseren beiden Staaten bestehen, sind bekannt, ebenso die starken wirtschaftlichen Bande und die kulturelle Wertschätzung, die sich unsere Völker gegenseitig entgegenbringen.

Diesen drei Faktoren wird meine Arbeit in Berlin gelten: in erster Linie der Pflege und Festigung der politischen Beziehungen, die durch keinerlei Streitfragen getrübt sind. Ich weiß, daß ich hierin vollkommen einig gehe mit den Absichten und Wünschen, die Sie unserem Land entgegenbringen und sehe daher ein fruchtbringendes, dem Weltfrieden und der Völkerverständigung dienendes Zusammenarbeiten mit den in Frage kommenden Stellen Ihres Landes vor mir. Auf solche Basis gestellt, werden die deutsch-jugoslawischen herzlichen Beziehungen mit dazu beitragen, als ein beruhigendes, in sich selbst gefestigtes Element in der politischen Konstellation der Völker zu wirken.

Parallel hiermit entwickeln sich die wirtschaftlichen Beziehungen in immer mehr erfreulicher Weise. Der Handelsvertrag hat wesentlich zur Belebung unseres Handelsaustausches beigetragen, und es steht zu hoffen, daß sich auch hier neue Anregungen und Möglichkeiten finden werden.

Ebenso geben die kulturellen Beziehungen ein erfreuliches Bild. Tausende von Deutschen haben Jugoslawien und seine dalmatinische Küste kennengelernt und sind dort als liebe Gäste aufgenommen worden. Ebensoviele jugoslawische Studenten haben an deutschen Universitäten studiert und deutsche Wissenschaft und Geisteskultur in sich aufgenommen. Rege persönliche Freundschaftsfäden haben sich von Land zu Land gesponnen.

Vertreter des neuen Deutschland haben unser Land besucht und sich überzeugen können, mit welcher Anerkennung in Jugoslawien von den großen Aufbauarbeiten Deutschlands gesprochen wird. Das Arbeitsbeschaffungsprogramm des Winterhilfswerks, der Bau der Reichsautobahnen, die Landgewinnung an der Nordsee, die Kraft-durch-Freude-Fahrten, das Siedlerprogramm, der Bau der Kongresshalle und des Hauses der Deutschen Kunst, das alles sind Taten, die in Jugoslawien tiefen Eindruck hervorgerufen und die es mich freuen wird, nun aus eigener Anschauung kennenzulernen.

Doch komme ich nicht als Fremder zu Ihnen. Von meinen Studienjahren her kenne ich Ihre Heimat, kenne ich Freiburg, München, Berlin und noch viele andere Orte Deutschlands, die ich mit den unverfälschten Augen und dem offenen Herzen der Jugend kennen und lieben gelernt habe. Vieles Altvertraute werde ich wiederfinden neben dem vielen Neuen, das inzwischen ausgewirkt ist. Und so bitte ich auch Sie, mich nicht als einen Neuangekommenen zu betrachten, sondern als jemanden, der lange in Ihrer Mitte gewohnt hat, der Sie und Ihr Land versteht und sich freut, seine Kenntnisse und Eindrücke weiter vertiefen zu können. Sie, als Mittler zwischen Regierung, Öffentlichkeit und Volk, bitte ich, mir dazu behilflich zu sein, wofür ich Ihnen im voraus meinen herzlichsten Dank ausspreche.

BUCHBESPRECHUNGEN

Geschichte des Judentums

Im Alexander-Duncker-Verlag, Weimar, der sich in der letzten Zeit eine bevorzugte Stellung in der rassenkundlichen Literatur erworben hat, erschien von Otto Hausser eine „Geschichte des Judentums“ (Preis: RM 3,80, geb. RM 4,80), die über alle mit dem Judentum zusammenhängenden Fragen auf Grund einwandfreier historischer Quellen Auskunft gibt. Von der Entstehung des Judentums, von seiner Stellung im römischen Reich, im Mittelalter, und zur Zeit der Reformation bis zur Rassegesetzgebung des Dritten Reiches schildert Hausser anschaulich und fesselnd die Kräfte, die das jüdische Element in die geschichtliche Entwicklung hineintrug.

Wenn man das Buch aus der Hand legt, wird erst die Bedeutung der neuen Rassegesetzgebung klar, die notwendig ist, um zu verhindern, daß wieder — wie so oft in der deutschen Geschichte — volksfremde Elemente das politische und wirtschaftliche Leben unserer Nation verderbenbringend beeinflussen können. Hausser sagt mit Recht, daß die Maßnahmen des Nationalsozialismus nicht Ausdruck einer persönlichen Wallung, einer Pogromstimmung sind, sondern auf die zahllosen Untersuchungen der einschlägigen Fragen zurückgehen, deren gelegentliche Leidenschaftlichkeit weit weniger den Haß gegen das abgelehnte jüdische Wesen als die Liebe zum eigenen deutschen Volke zur Grundlage hat. tr.

Plattdüütsch Rinnerbook

In Norddeutschland sprechen heute noch etwa 11 Millionen Plattdeutsch! Schreiben können es nur die plattdeutschen Heimatdichter, und diese nur in ganz verschiedener Schreibweise. Es ist also bedeutungsvoll, daß sich in Hamburg Dichter, Lehrer, Behörden und Verleger auf eine einheitliche plattdeutsche Rechtschreibung einigten. Gleich 1933 wurde von der nationalsozialistischen Schulführung die Pflege des Plattdeutschen im Unterricht angeordnet, eine segensreiche Auswirkung, die aber erst jetzt möglich ist, nachdem das unentbehrliche Hilfsmittel der neuen Schreibregeln gegeben ist. Das Lesebuch für den ersten Unterricht liegt nun vor als ein erster Wurf, der glänzend gelungen ist und für unsere Schulen Gewinn an Leben und Freude bedeuten kann und hoffentlich bedeuten wird. Wir wünschen ihm von Herzen die ihm gebührende Verbreitung für den plattdeutschen Unterricht in Stadt und Land. (Verlag O. Meißner, Hamburg.) S. S.

Meine Frauenlegion

Der in der deutschen Literatur nicht unbekannte ehemalige russische General A. Noskoff schildert in dem vorliegenden schlichten und packenden Werk den heldenmüßigen Lebensweg russischer Amazonen. Das Buch ist — Gott sei dank — kein Loblied auf die kriegerische Frau, sondern ein Tatsachenbericht, der ein treffendes Bild von den russischen Zuständen in der Zeit der Wende vom Zarsismus zum Bolschewismus gibt. Aus der Fülle verzweifelter Schicksale griff der Verfasser an Hand von Tagebüchern und eigener Erlebnisse einige heraus, deren erschütternde menschliche Tragik die kriegerischen Ereignisse jener Zeit überschattet. — Erschienen bei der „Union, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart“. Preis: RM 2,85. tr.

Volksleben im Schwarzwald

Von Hans Ketzlaff. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin. Kart. 5,80 RM, Tw. 6,80 RM.

Dieses Werk erschien in der Reihe „Bildwerke zur deutschen Volkskunde“, die von der Deutschen Volksbund-Kommission herausgegeben wird. Über 140 Aufnahmen, die allesamt hervorragend zu nennen sind, hat Hans Ketzlaff in jahrelanger Arbeit zu einem eindrucksvollen Querschnitt durch die Wesenheit des Schwarzwaldes zusammengestellt. Landschaft, Haus und Hof, die Menschen mit ihrem Brauchtum, Beruf und Handwerk: all dies wirkt im Bilde unmittelbar. Von gleicher Schärfe ist der Textteil von Wilhelm Fladt, der wissenschaftlich und doch lebensnah die ergänzenden Worte schrieb. Ein empfehlenswertes Buch für alle Freunde der Natur und der deutschen Volkskunde. er.

Plattdeutsches Wörterverzeichnis

von Dr. Johannes Saff; Verlag O. Meißner, Hamburg.

Eine notwendige Ergänzung zu dem Rinnerbook bildet dies Wörterverzeichnis, denn es dient der Vereinheitlichung der plattdeutschen Schreibweise. Auch dies ein erster Versuch, der aber gemacht werden muß, wenn das ganze Werk gelingen soll. „Es wendet die Regeln der Reichsschrifttumskammer auf den Wortschatz der täglichen Umgangssprache im nordniedersächsischen Gebiet an“, so im Vorwort. Es ist ein vorläufig unentbehrliches Nachschlagewörterbuch für den, der lernen will, und für den Lehrer, der plattdeutschen Unterricht erteilt. S. S.

Ubootsgeist

Nach Kriegstagebüchern von Maschinistenmaat Paul Ritter, herausgegeben von Serd Bock. Verlag Roehler u. Amelang, Leipzig. Preis 2,85.

Ein spannendes Buch, in dem ein einfacher Ubootsmaat von seinen Erlebnissen auf UB 43 und UB 49 erzählt: von zahlreichen Schiffversenkungen, Angriffen durch Kreuzer und Bombenflugzeuge, von Gefahren und verwegenen Abenteuern. Ein ehernes Denkmal setzt der Verfasser jener heldischen Schicksalsgemeinschaft, die auf dem engen Raum der Boote alle, vom letzten Mann bis zum Führer verband. Ubootsgeist ist der Geist der selbstlosen Kameradschaft: so leuchtet es aus jeder Zeile des reichbebilderten Buches. er.

Die Geschichte des Skalden Isolf Tyskossjohn

Die im Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh, erschienene Reihe „Das kleine Buch“ erfreut sich besonders als Reizelektüre oder aber für kurze Mußestunden immer größerer Beliebtheit. Der vorliegende 25. Band bringt eine Erzählung von Hans Heyck, die dem Roman „Der Außenseiter“ entnommen ist. Es ist die Geschichte von Isolf, dem Skalden, der immer neue Weisen sang am frischen Totenhügel der Gefippen. Von Isolf, dem Wiking, dem noch immer Taten zu tun blieben, bis sie auch ihm den Hügel schütteten zwischen den Felsen. Siebenmal hebt die Sage an, um Isolf Tyskossjohn gebührend zu ehren, wie auch das Schicksal ihm mit sieben harten Schlägen den Wikingruhm geschmiedet hat. Prachtvoll erzählt, Feuer und Eis aus Islands Vulkanen.

Der Preis des vorzüglichen Bändchens beträgt geb. RM 1,10.

Wann kommen die Deutschen endlich wieder?

Eine Reise durch unsere Kolonien in Afrika, von Senta Dingkreiter. Verlag Roehler u. Amelang, Leipzig. Preis 2,85 RM.

Dieses mit 19 Bildern ausgestattete Buch ist nicht nur eine lebendige, gegenwartsnahe Reiseschilderung — es ist darüber hinaus ein beredtes Zeugnis dafür, in welch hohem Maße die Deutschen in ihren afrikanischen Kolonien Kulturwerte geschaffen haben. Und überall, wohin Senta Dingkreiter kam — sei es in Togo, in Südwest oder Deutschost — überall fand sie Erinnerung und Sehnsucht nach den Deutschen und die Frage der Eingeborenen: Wann kommen die Deutschen endlich wieder? — Wann? ri.

Windstärke 10

Erlebnisse eines Weltenbummlers unter Hochseefischern, von Egon Schott, Verlag Broschek, Hamburg. Preis 4,— RM.

Ein Buch von Schott ist immer ein Erlebnis, gleich, wohin aus der Globetrotter führt. Bei ihm gibt es nichts Gekünsteltes, nichts Unklares und Verworrenes — es sprechen vielmehr nur die Tatsachen, aber in einer Form, die unbedingt mitreißt. In diesem neuen Buch lesen wir von Schotts Schiffsjungenzeit mit ihrem Freud und Leid und werden schließlich in die Stürme um Island, in der Beringsee und im Nördlichen Eismeer geführt. Hier kämpfen die Hochseefischer mit den Elementen um ihr Brot. Wir lernen sie kennen, wie sie wirklich sind, diese harten Menschen — wir leben mit ihnen — und sie lassen uns nachdenken. ri.

Madonna und der Stier

Wirklichkeiten und Visionen, von Rarz von der Gabelenz. Schlieffen-Verlag, Berlin. Preis 4,20 RM.

Eine Sammlung von 14 reizvollen Erzählungen. Wie der Untertitel andeutet: sie sind derart geheimnisvoll und spannend in ihrem Aufbau, daß man das Buch nicht eher aus der Hand legen mag, bis die letzte dieser Geschichten zu Ende ist — daß man mit geschlossenen Augen über ihren tieferen Sinn nachdenken muß und schließlich doch noch im Zweifel bleibt, ob man sich Gedanken um Wirklichkeit oder Vision macht. Stark ist die Darstellungskraft des Verfassers, fußend auf einer formschönen Sprache — man wird die Geschichten gern ein zweites Mal lesen. ri.

Arabische Märchen

Aus mündlicher Überlieferung gesammelt und übertragen von Enno Pittmann. Insel-Verlag, Leipzig. Preis 7,— RM.

Die Märchen des Volkes unterscheiden sich größtenteils schon in ihren Grundzügen; gemeinsam aber ist allen, daß sie zum Lesen, ja zum Erleben verlocken. Die „Arabischen Märchen“, die Enno Pittmann, der weitbekannte deutsche Orientalist, uns in seinem Buche nahe bringt, atmen den Hauch des Orients. Sie sind den Erzählern selbst auf vielen Reisen abgelauscht und in Form und Ton so niedergeschrieben, wie das Ohr sie aufnahm. Darin liegt der besondere Wert dieser Märchengeschichten. Darüber hinaus wird sich an ihnen jeder erfreuen, der Sinn für unterhaltende und doch vollendete Fabulierkunst hat. er.

Deutsche Romane von Werner Jansen

Börries Freiherr von Münchhausen hat einmal gesagt: „Ich halte Werner Jansen für einen der wenigen ganz großen Dichter unseres Volkes“. Dieses Urteil, das ein Dichter einem Dichter gab, verpflichtet, immer wieder auf das Schaffen Jansens hinzuweisen. Gerade in der Zeit des deutschen Aufbruchs braucht besonders die Jugend Bücher, die ihr den Lebenskampf des deutschen Volkes seit Jahrtausenden vor Augen führen. Diese Forderung erfüllen die Jansen-Romane, die deshalb gerade von unseren Jungen nicht genug gelesen werden können.

Bisher erschienen im Verlag Georg Westermann, Braunschweig, folgende Werke: Das Buch Treue (Nibelungen-Roman) — Das Buch Liebe (Gudrun-Roman) — Das Buch Leidenschaft (Amelungen-Roman) — Heinrich der Löwe — Robert der Teufel — Geier um Marienburg — Verratene Heimat.

Jeder Band in Leinen RM 4,80, in Halbleder RM 6,—. tr.

Pferdemusik

Roman, von Ludwig Tügel. Verlag Pangen-Müller, München. Preis 5,50 RM.

Wir können mit Freuden feststellen, daß Ludwig Tügel mit diesem neuesten Buch sich in die vorderste Reihe der deutschen Erzähler gestellt hat. Aufbau und Zeichnung der Charaktere, Sprache und Handlung sind so klar und mit wunderbarem Humor verbunden, daß ich das Buch in einem Atemzuge lesen mußte. Es spielt irgendwo an der Wasserkante, zwischen Stadt und Deich, in den Jahren nach dem Kriege. Menschen lernen wir kennen, Frontsoldaten und „andere“, da ist der Major Chyllbeck, der sich durch die vermorrenen Zeiten hindurchbeißt, sein alter Burche Mokena, der Schriftzeichner Thüme und der Herr Oberregierungsrat, ein seltsamer Zeitgenosse, und da ist die liebliche Edith von Deiß. Pferdemusik? Das läßt sich in wenigen Worten nicht erklären: man muß das Buch schon lesen. Und wir können es warm empfehlen. er.

Rochen in zehn Minuten

Das im Cassirer-Verlag, Berlin, erschienene Buch „Rochen in zehn Minuten“, von Edouard de Pomiane (Preis RM 3,50), ist eines der wenigen Kochbücher, welches nicht im üblichen „Man-Rehne-Stil“ gehalten ist, sondern in anregender und leicht verständlicher Weise 300 Rezepte angibt, nach welchen nicht nur die erfahrene Hausfrau, sondern auch ein vielleicht etwas umständlicher Junggeselle in kürzester Zeit — nicht mehr als 10 Minuten — Gerichte herstellen kann, die jedem Geschmack gerecht werden. Dabei ist das Buch, welches neben den verschiedenartigsten Re-

zepten noch gute Ratschläge und Speisenfolgen enthält und mit mehreren Zeichnungen versehen ist, so lustig und geradezu spannend geschrieben, daß es für jeden, der es sein eigen nennt, eine Freude sein muß, nach ihm zu kochen. lm.

Köpfe der Weltpolitik

Herausgegeben von Giselher Wirsing. 2. Auflage, 1935. 315 Seiten mit 32 Bildern. (Verlag Knorr & Hirth, München). Gebestet RM 4,80, Leinen RM 5,80.

Die heutige Weltpolitik ist unter mancherlei Gesichtspunkten untersucht worden. Man hat das gegenwärtige Leben der Völker untereinander aus Gesetzen des Raumes, der Wirtschaft, aus gesellschaftlichen Gegebenheiten, aus diesem oder jenem zu erklären gesucht. Und doch ist man bisher kaum einmal darangegangen, das heutige politische Schicksal der Völker und Staaten in einem Aufriß der Männer darzulegen, in deren Händen sich die Fäden der großen Politik kreuzen. Weltpolitik vom Menschen her zu sehen — das unternimmt das neue von Giselher Wirsing herausgegebene Werk „Köpfe der Weltpolitik“. Und wie sehr es bisher an einer solchen Darstellung gemangelt hat, das mag man daraus ersehen, daß das Werk, kaum erschienen, heute schon in zweiter, neu bearbeiteter Auflage vorliegt. In 30 Einzelbeiträgen auf über 300 Seiten schildert das Werk die Männer der heutigen Weltpolitik nach ihrem Wesen, Werden und Wirken, stellt sie nebeneinander, ordnet sie also nicht nach Ländern ein, sondern nach Typen der Eigenheit ihrer Machtstellung entsprechend: Adolf Hitler, Benito Mussolini, Kemal Pascha, Persiens Schah Reza Pahlavi, Polens Marshall Pilsudski — ursprüngliches Führertum taucht hier aus den Tiefen der Geschichte auf, bereit, einer Epoche seinen Stempel aufzudrücken. Politische Routiniers stehen daneben, erwachsen aus den Traditionen der Diplomatie oder den verschlungenen Geheimgängen des Parlamentarismus, Männer des Vordergrunds wie Benesch, Cardieu, Benizelos, Mac Donald, Roosevelt, Titulescu, Männer des Hintergrundes wie der Millionär William Bullitt aus Philadelphia, Washingtons Botschafter in Moskau, oder Stefan Osusky, Prags geschäftiger Abgesandter an der Seine. Wieder von anderem Schlage ist jene Gruppe von Militärs, die den Schritt zum Staatsmann taten, so z. B. Japans General Araki, sein roter Antipode Woroschilow, Chinas Marshall Chiang Kai Shek, Italo Balbo, heute Gouverneur Libyens. Und im Gegensatz dazu Repräsentanten der überstaatlichen Großfinanz, weniger sichtbare, aber vielleicht desto stärkere Machthaber über Länder und Völker... Ein buntes Mosaik, das sich unversehens zusammenfügt zu einem geschlossenen Bild der Weltpolitik von heute. Aus der Skizzierung von Wesen, Werden und Wirken dieser Männer erheben auf einmal Leitsätze, innere und äußere Linien, nach denen das Leben der Völker zu verlaufen scheint. Überraschend baut sich aus einer Vielheit von Eindrücken ein unerhört plastisches Bild der Weltpolitik von heute auf: Weltpolitik — vom Menschen her gesehen! Allerdings gehört dazu auch ein so ausgezeichneter Stab von Mitarbeitern, wie ihn der Herausgeber Giselher Wirsing in allen Teilen der Welt für das Buch gewonnen hat. Bester journalistischer Stil verbindet sich hier mit tiefer und gereifter Kenntnis des Volkes, des Landes, des Mannes, dem der betreffende Beitrag des Buches gilt. Und das Wort wird ergänzt durch die überaus sprechenden Photographien dieser Köpfe der Weltpolitik, in denen die Entscheidung über das Schicksal unzähliger Millionen fallen wird.

Berichtigung: Durch ein Versehen ist im Dezemberheft der Verfasser der Erzählung „Am Strand“ nicht genannt worden: sie stammt aus der Feder von Hans Friedrich Blunck.

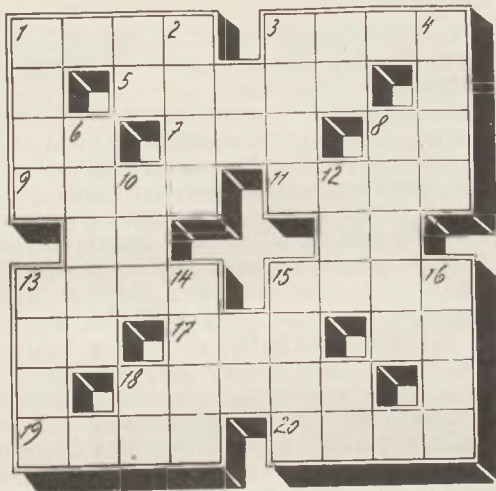
Verlagsort: Stettin - Schriftleitung: Breite Straße Nr. 51, III, Eingang Jakobi-kirchplatz - Fernruf 28295/97 - Hauptschriftleiter und verantwortlich für Kulturelles und Unterhaltung: Oda Ritter, Stettin; Stellvertreter und verantwortlich für Wirtschaft und Politik: Walter Treichel, Stettin; verantwortlich für den Anzeigenteil: Hauptverbeileiter Wilhelm Rode, Stettin; für den Inhalt der Anzeigen verantwortlich: Harry Darmer - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 11—12 Uhr - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen - Rücksendung nur gegen Rückporto. - Preisliste 5.

Druck F. Hessenland G. m. b. H., Stettin.

Druckauflage dieses Heftes 9000 Stück

RÄTSEL

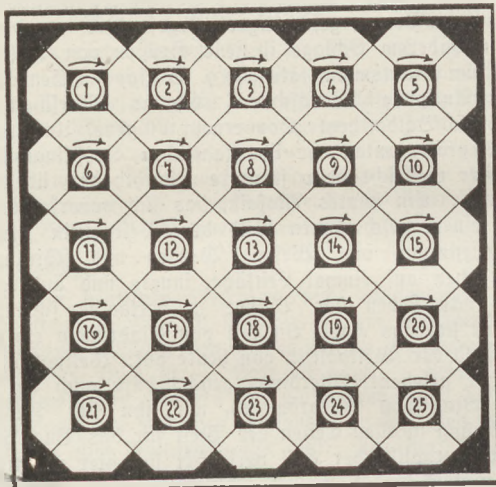
Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. russischer Gebirgszug, 3. Edelmetall, 5. Sinnesorgan, 7. geographischer Begriff, 9. Planet, 11. Metall, 13. Viehwärter, 15. Stadt am Rhein, 17. Papageienart, 18. Geschäftsvermittler, 19. Musikzeichen, 20. kleines Behältnis.

Senkrecht: 1. Aschenkrug, 2. Vergrößerungsglas, 3. Farbton, 4. Zahlwort, 6. geometrische Figur, 8. französischer Fluß, 10. Artikel, 12. Papstname, 13. tierischer Körperteil, 14. Zeitabschnitt (Mehrzahl), 15. Stoffstreifen, 16. Gesichtsteil.

Wabenrätsel



In die leeren Felder des Rätsels sind bestimmte Buchstaben derart einzusetzen, daß um jede Zahl, beginnend im Feld mit dem Pfeil, und in Pfeilrichtung fortfahrend, Wörter von nachfolgender Bedeutung entstehen:

1. Mädchenname, 2. Zahlwort, 3. deutscher Strom, 4. großer Raum, 5. Stadt in Thüringen, 6. Verneinung, 7. Aschenkrug, 8. Raubtier, 9. Vorname einer bekannten Filmdiva, 10. Papiermaß, 11. deutsche Universitätsstadt, 12. Sinnesorgan, 13. Mädchenname, 14. Lebewesen, 15. weiblicher Vorname, 16. Gefäß, 17. Möbelstück, 18. römischer Kaiser, 19. Schwimmvogel, 20. Verdienst, 21. Muster, Vorlage, Entwurf, 22. nicht fleißig, 23. Farbe, 24. Musikstück für drei Instrumente, 25. Frauenzierde.

Silbenrätsel

Aus den Silben: ahl — ban — beck — bie — cho — da — de — do — erl — es — eu — ge — gei — gen — gen — i — i — kö — la — nat — nau — ne — ni — nig — rin — se — sig — so — tur — wam — wig — sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Wort von „Goethe“ ergeben. (ch = ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Waffe, 2. Ostseebad, 3. Rat der Alten, 4. Indianerzelt, 5. Mädchenname, 6. ehemaliges Kloster in der Mark Brandenburg, 7. Kopfbedeckung, 8. General Wallensteins, 9. Musikinstrument, 10. Speisewürze, 11. Insekt, 12. männlicher Vorname, 13. europäischer Strom, 14. Ballade von Goethe.

Auflösung der Rätsel aus dem Dezember-Heft

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Ale, 4. Otter, 9. Rebe, 11. Aera, 12. Oder, 13. Bild, 14. Sardelle, 16. Boe, 18. Seestern, 22. Paib, 23. Trug, 24. Eule, 25. Enie, 26. Elend, 27. Uhr

Senkrecht: 1. Arosa, 2. Peda, 3. Eber, 5. Tablette, 6. Teil, 7. Erle, 8. Rad, 10. Erdbeeren, 15. Eos, 17. Anger, 18. Saul, 19. Eile, 20. Erna, 21. Ruth, 22. Lee.

Silbenrätsel

1. Wintergerste, 2. Odal, 3. Muttrin, 4. Jfinger, 5. Stöven, 6. Thiesow, 7. Uecker, 8. Sagard, 9. Dallenthin, 10. Anklam, 11. Cösternitz, 12. Hartung, 13. Rega, 14. Ihna, 15. Sellin, 16. Torgelow, 17. Usedom, 18. Stargard.

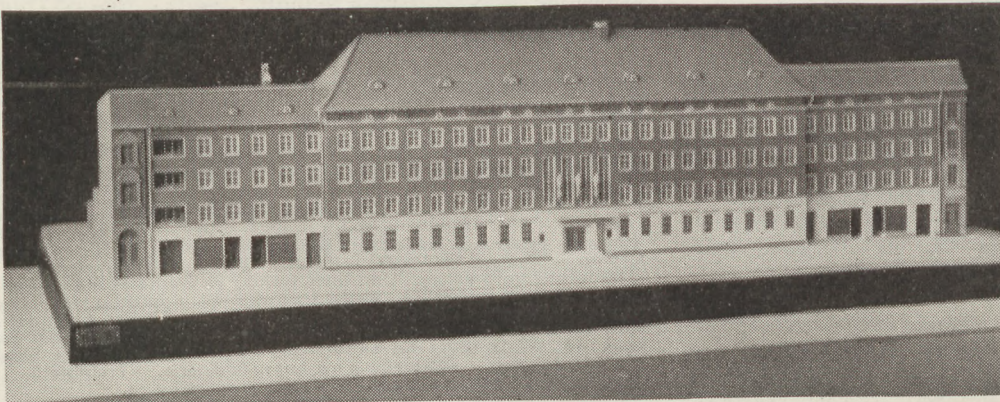
Wo Mistus, da Christus.

Sinnrätsel

Freischütz von Rind,
komponiert von Weber.

Der Hausfrau gute Freundin

Kreuz, Akt, Rand, Trauer, Obst, Fluß, Frosch, Eifer,
Laden = Kartoffel.



Das neue
Sparkassen-

Gebäude wird
mit Gas beheizt

**Städtische Werke
AG. / Stettin**



Sparen lohnt sich!

Jede zur Sparkasse gebrachte Mark bedeutet für mich einen Schritt vorwärts und zugleich einen Stein am Wiederaufbau der heimischen Wirtschaft! Ich glaube an die deutsche Zukunft und setze meinen Glauben in die Tat um, und spare bei der

Städt. Sparkasse zu Stettin

Gemeinnützige und mündelsichere Körperschaft des öffentl. Rechts

Königsplatz 16

Fernruf 25971

Nebenstellen:

- | | |
|----------------------------|---------------------------|
| 1. Magazinstraße 1 | 5. Hohenzollernstraße 9 |
| 2. Am Bollwerk 12/14 | 6. Kreckower Straße 69 |
| 3. Falkenwalder Straße 189 | 7. Pölitzer Straße 58 |
| 4. Gießereistraße 23 a | Schlachthof, Am Dunzig 18 |

F. HESSENLAND

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

STETTIN

GROSSE DOMSTRASSE 6-9
TELEFON 30340 UND 36620

BUCHDRUCKEREI

ROTATIONSDRUCK

STEIN- U. OFFSETDRUCK

GROSSBUCHBINDEREI

LINIIERANSTALT



HESSENLANDDRUCK
IST BESTE QUALITÄTSARBEIT

Sind Sie Bücherfreund?

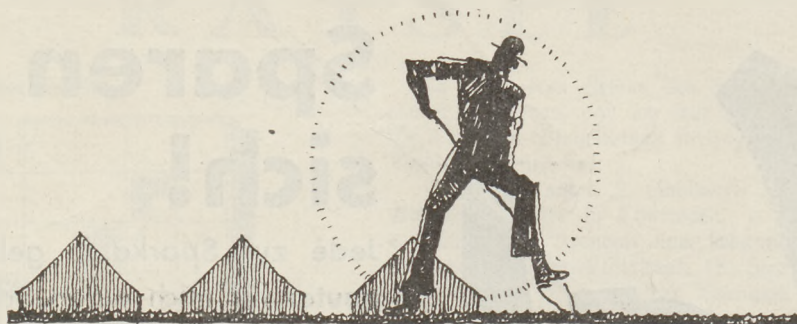
Der laufende Jahrgang 1935 „Das Vollwerk“ geht seinem Ende zu. Der vollständige Jahrgang, in einem geschmackvollen Einband zusammengefaßt, ist für jeden Bücherfreund ein Werk von bleibendem Wert.

Unsere Patent-Sammelmappe in blauem Ganzleinen mit weißem Aufdruck gestattet es jedem Leser, den Jahrgang selbst einzuheften. Der Preis der Sammelmappe beträgt 1,50 RM.

Wir empfehlen unsern Lesern, eine Bestellung schon jetzt vorzunehmen, da wir nur eine beschränkte Anzahl für die sich meldenden Interessenten anfertigen lassen. Richten Sie deshalb umgehend ihre Bestellung an den

Verlag „Das Vollwerk“

Stettin, Breite Straße 51



POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN STETTIN STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Organe der staatlichen Wohnungspolitik. Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommerische Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, den deutschen Volksgenossen wieder mit der Scholle zu verbinden durch Schaffung von Eigenheimen, Nebenberufssiedlungen und Wirtschaftsheimstätten. Sie stellt ihm hierfür ihre über ein Jahrzehnt reichende Erfahrung und finanzielle Hilfe zur Verfügung. Der einzelne Siedlungswillige ebenso wie die Gemeinden und die Gemeindeverbände wenden sich daher mit ihren Bauabsichten und Siedlungsplänen an die

POMMERSCHE HEIMSTÄTTE G. M. B. H.
PROVINZIELLE WOHNUNGS- UND KLEINSIEDLUNGSTREUHANDSTELLE

in Stettin
Händelstraße 17

in Köslin
Danziger Straße 55

in Stralsund
Badenstraße 8

STETTIN



Umschlag
von losem Getreide
im Stettiner Hafen

DER SEEHAFEN DES OSTRRAUMES